Weiß, Roth, Schwarz.

Skizzen aus der amerikanischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten.

Von

Fr. u. Th. Pulsky.

Aus dem Englischen.

Fünfter Band.

Kassel,

Druck und Verlag von Theodor Fischer.

1853.

Sechzehntes Kapitel.

Albany und Newyork.

I. Shenectady und Albany. Schulsystem des Staates Newyork.

(Aus dem Tagebuche der Frau Pulsky.)

Wir verweilten in Utika nur wenige Stunden und gingen dann nach Shenectady, einer Stadt von ungefähr 10,000 Einwohnern, mit dem ausgezeichneten Union-Colleg, einem Mittelpunkt der höheren Erziehung für den ganzen Westen Newyorks. Wir hielten uns in dem Hause des Obersten Paige und seiner freundlichen Gemahlin auf; beide sind begeisterte Anhänger der Sache unseres Vaterlandes. Dort machten wir die Bekanntschaft des ehrwürdigen Vorstehers jenes Instituts, Dr. Philalethes Nott, welcher schon vor einem halben Jahrhunderte die Erziehung leitete und die bedeutendsten Staatsmänner Newyorks einst zu seinen Zöglingen zählte. Er wurde von den Studenten wie

ein Patriarch verehrt. Am nächsten Morgen reisten wir nach Troy ab, wo dem Gast der Nation, wie in Utika und Shenectady eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Troy ist die Nebenbuhlerin von Albany auf dem entgegengesetzten Ufer des Kanals. Eine kurze Fahrt bei hellem Mondenlichte brachte uns nach Albany, wo wir Gelegenheit hatten, dem Gouverneur Marcy zu begegnen, dem berühmten Kriegsminister des Präsidenten Polk, während des mexikanischen Feldzuges. Es war noch in diesen Tagen Aussicht vorhanden, daß der demokratische Konvent, welcher zu Baltimore tagt, denselben zum Präsidentschafts-Kandidaten erwählen werde Aber eine telegraphische Depesche brachte gestern die Nachricht, daß die Kandidatur des Generals Pierce die Mehrheit für sich habe. Pulsky traf einige Stunden später mit Gouverneur Marcy zusammen, welcher mit stoischem Gleichmuthe von dem Resultat der Konvents-Verhandlungen sprach und bemerkte, daß Pierce, obgleich noch nicht in weiten Kreisen bekannt, sicher gewählt und sich auch als würdiger Nachfolger Jeffersons und Madisons bewähren werde. In Amerika, fügte Marcy hinzu, hat sich der überwundene Parthei-Kandidat stets für seinen glücklicheren Nebenbuhler eifrig zu verwenden; Widerstand und persönlicher Groll oder Rache würden die Niederlage der ganzen Parthei herbeiführen.

Die regelmäßige häufige Wiederkehr der Wahlen

hat in den Vereinigten Staaten zu einer eigenthümlichen Ordnung der Dinge geleitet. Bei den Wahlmanövern tritt stets die Absicht der Parthei hervor, keine Stimmen an einen Mann von nur lokaler Popularität zu verschwenden, welcher nicht die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges für sich hat. Vormals war das System der „caucus" im Gange: die Senatoren und Volksvertreter in Washington hielten im Verein mit anderen Politikern eine Parthei-Versammlung, welche den Kandidaten proclamirte. Solch' einen Meeting nannte man „caucus" und die gesammte Parthei in den Staaten schrieb den Namen, welchen die erfahrenen Männer zu Washington verkündeten, auf den Wahlzettel. Bei den Wahlen innerhalb der Grenzen der Einzelstaaten hielt man ähnliche „caucus" ab; seit Jackson jedoch hat man das System der Konvente zur Geltung gebracht. Demokraten und Whigs eines jeden Wahldistrikts berufen Zusammenkünfte der Urwähler, woselbst dann ein Abgeordneter zu dem Konvente ernannt wird. Der Staatskonvent entscheidet über die Einwendungen gegen einzelne Wahlen und fügt noch zwei Mitglieder hinzu. Eine Centralstadt wird bezeichnet, wo sich die Gewählten ein halbes Jahr vor dem Beginn der Präsidentenwahl einfinden und es werden dann die Kandidaten vorgeschlagen. Die bekannten Wahl-Geschäftchen des „Klotz-Rollens" und „Drahtziehens" werfen bei diesen Orgien der Politiker von

Handwerk einen guten Verdienst ab. Intriguen werden versucht und vereitelt, Erklärungen werden ohne Ende verlangt und gegeben, Bündnisse geschlossen und gebrochen, bis endlich einer der Candidaten die Majorität erlangt hat. Die Demokraten machen an diesen Letzteren übrigens größere Ansprüche als die Whigs; sie verlangen, daß er zwei Drittheile der Stimmen für sich habe. Zuweilen werden die Erwartungen Aller getäuscht und das Mannöver zieht einen Mann aus dem Dunkel seiner lokalen Unbedeutendheit ans Tageslicht, welcher schließlich selbst über das Resultat erstaunt. Es war das bei dem Präsidenten Polk der Fall und ist selbst bei General Pierce so. Das Volk scheint derartige Ueberraschungen jedoch nicht zu lieben. Man sprach sich zuweilen dahin aus, daß das Konventsystem binnen Kurzem einer Umgestaltung unterliegen werde, daß das Volk in Zukunft nicht mehr so bereitwillig seine Stimme Jedem, der ihm präsentirt wird, zu geben gedenke, daß vielmehr die Thätigkeit des Konventes auf die Wahl dreier Kandidaten, welche in den Urversammlungen die Majorität davon tragen würden, beschränkt werden solle.

Bürgermeister Perry und Rathsherr Wasson, beide sehr würdige und selbstständige Männer begleiteten uns gestern zu dem sehr romantischen Kirchhofe, welcher in Schönheit und Eigenthümlichkeit mit Mount-Auburn wetteifert. Seltsamer Weise waren dort ungewöhnlich

viel Monumente zu bemerken, welche von Wittwern ihren verschiedenen Frauen errichtet worden, ja, ein Gentleman hatte sogar fünf Weiber unter einem Steine liegen. Frau Wasson bemerkt auch, daß die Frauen hier nicht lange leben; sie machten sich wenig Bewegung und säßen bis an ihr Ende im Zimmer.

Wir besuchten endlich auch noch das Waisenhaus um zu sehen, wie mütterlich für die elternlosen Kinder hier gesorgt wird. Sie wohnen in geräumigen Stuben, die mit allen Bequemlichkeiten des Mutterhauses versehen sind. Die Mädchen bleiben dort bis sie irgend eine Beschäftigung finden und können zurückkehren, wenn sie wieder obdachlos werden. Die Knaben werden in einem Alter von 7 bis 14 Jahren bei Handwerkern oder Farmern in die Lehre gegeben. Die gewandtesten und gelehrigsten Waisenmädchen werden oft von kinderlosen Leuten adoptirt.

II. Das Schulsystem von Newyork.

Herr S. S. Randall, Staatsminister, ein Autographensammler, zeigte uns die reiche Bibliothek und die Archive des Staates und entwarf uns auch sehr zuvorkommend einen allgemeinen Umriß von dem Schulsystem von Newyork.

„Es ist aus der Vereinigung verschiedener Projekte entstanden, welche den Zweck hatten, die öffent-

lichen Schulen Neu-Englands zu fördern," sagt Herr Flagg, Superintendent der Schulen im Jahre 1832. „Connecticut hat einen großen öffentlichen Fond, welcher fast allein für die Lehrer-Besoldungen ausreicht, dagegen wird keine Lokalsteuer erhoben. Massachusets und Maine haben keine öffentlichen Kassen und die Gehalte werden von den Steuern der Städte bestritten Unser System vereinigt sehr glücklich die Grundsätze einer Schulsteuer und die Unterstützung durch die Staatskasse. Aus derselben wird gerade genug verwilligt, um die Mithülfe der Städte und Bezirke nothwendig erscheinen zu lassen und doch nicht so viel, daß die Einwohner glauben könnten, sie hätten eben nichts Weiteres zu thun, als einen Lehrer zu berufen, um die öffentlichen Gelder zu verwenden. Die auf dem Eigenthum der Städte und Bezirke lastende Steuer hat insofern eine segensreiche Wirkung, als sie die Aufmerksamkeit der Bewohner stets auf die Angelegenheiten der Gemeindeschulen lenkt. Die Berechtigung der Bezirks-Versammlungen, Geld durch Steuern zu erheben, veranlaßt die Bürger diese Meetings zu besuchen und so wird ihnen Gelegenheit gegeben, das Beste des Bezirkes zu überschauen und zu besprechen; wollte man aber die ganze Ausgabe dem Staatsfond aufbürden, dann würden sie ihre Vertrauensmänner das Geld empfangen und verwenden lassen, wie, wenn das eine Sache wäre, welche die Masse der Bewohner

nicht interessirt. Welche Meinungs-Verschiedenheiten auch in Beziehung auf die Verwendung des Geldes für den Unterricht der Kinder des Staates bestehen mögen, so ist doch der Erfolg, welchen unser System bisher gehabt hat, eine Bürgschaft, daß der öffentliche Fond für die Organisation einer allgemeinen Erziehung, sehr nützlich verwendet werden kann. Die Verwilligung einiger Dollars wird oft unmittelbar Veranlassung zur Gründung einer Schule, wo bis dahin noch keine existirte und bewegt nicht selten neue Niederlassungen, ihr Schulhaus eher zu bauen, als sonst geschehen würde, denn die Leute nehmen gern an der Verwendung von Geldern Theil, welche, wenn auch in geringen Beträgen den Bewohnern anderer Orte ihres Bezirkes zu Gute kommen."

Den allgemeinen Umriß von dem Newyorker Schulsystem, welchen wir Herrn Randall verdanken, geben wir folgendermaßen wieder:

Das ganze Staatsgebiet, außer den großen Seen, einen Flächenraum von 45,658 Q. M. umfassend, ist in 11,400 Schuldistricte, durchschnittlich zu je 4 Q. M., eingetheilt. In den Landbezirken wird selten von diesem im Durchschnitt angegebenen Verhältniß abgewichen und die am Entferntesten wohnenden Zöglinge haben bis zum nächsten Schulhause nie mehr als eine Meile zurückzulegen.

Die öffentlichen Schulen (Common Schools) in den

verschiedenen Bezirken sind allen ihren Bewohnern vom vierten bis zum einundzwanzigsten Jahre geöffnet, und Solchen, welche nicht in dem Distrikt wohnen, ist der Zutritt unter Vorweisung eines amtlichen Erlaubnißscheines gestattet.

Alle männlichen Bewohner eines Schulbezirks (die zum Grundbesitz daselbst gesetzlich berechtigten Fremden miteingeschlossen), welche das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben, eigenthümlich oder pachtweise, der Schulsteuerpflicht unterworfenen Grund und Boden besitzen, oder stimmberechtigte Stadtbewohner sind und über ein steuerbares Vermögen gebieten, dessen Werth fünfzig Dollar übersteigt, haben das Recht in den zu Schulzwecken anberaumten Versammlungen mitzustimmen.

Nach der Organisation des Bezirks wird jährlich ein Meeting der stimmberechtigten Bürger gehalten, dessen Zeit und Ort durch das erste Meeting für die Folge festgesetzt werden muß. Besondere Versammlungen werden berufen, wenn die Vertrauensmänner (Trustees) es für nöthig halten.

Die versammelten Einwohner wählen durch Ballotage oder in anderer beliebiger Weise die Vertrauensmänner, die Secretare, Kassirer und Bibliothekare, wobei die Stimmenmehrheit entscheidet. Die Ersteren werden durch das Loos in drei Klassen getheilt: Die Amtsdauer in der ersten Klasse ist ein Jahr, in der zweiten

zwei und in der dritten drei Jahre. Diese Classification findet in der ersten Versammlung statt; später aber wird nur ein Vertrauensmann gewählt, welcher die Stelle drei Jahre lang behält. Secretar, Kassirer und Bibliothekar werden jährlich neu eingesetzt. Wenn das Amt eines Vertrauensmannes, durch den Tod, freiwilligen Austritt, Entfernung aus dem Bezirk oder Dienstunfähigkeit vakant wird, so besetzt der Bezirk die Stelle neu. Dauert die Vakanz länger als einen Monat, so ist der Superintendent der Stadt (Town Superintendent) ermächtigt, eine Person mit der Versehung des Amtes zu beauftragen; der gewählte oder in letzterer Weise bestimmte Beamte versieht die Geschäfte so lange, bis die Zeit des abgetretenen Vertrauensmannes, dessen Stelle er vertritt, vorüber ist. Eine ähnliche Erledigung der Stellen des Secretars, Kassirers und Bibliothekars wird durch die Vertrauensmänner oder einer Mehrheit derselben ersetzt. Der Superintendent kann ein Entlassungsgesuch bei genügender Begründung genehmigen.

Die Bezirksbewohner sind ferner ermächtigt, in ihren Meetings mit Bestimmung des „Town Superintendent“ die Lage und den Ort für ein oder mehrere Schulhäuser zu wählen, eine Summe zu verwilligen, wie sie erforderlich erscheint, um eine solche Oertlichkeit anzukaufen oder zu pachten, Schulhäuser zu bauen, zu miethen oder zu kaufen, dieselben im guten Zustande

zu erhalten, zu befeuern und mit den nöthigen Geräthschaften auszustatten. Auch können sie nach ihrem Gutdünken eine zwanzig Dollar nicht übersteigende Steuer in irgend einem Jahre erheben, um Karten, Globen, Wandtafeln und dergleichen Nothwendigkeiten anschaffen zu lassen. Keine Steuer zum Bau, zum Ankauf oder zur Erpachtung eines Schulhauses darf 400 Dollar übersteigen; es sei denn, daß der Superintendent der Stadt, woselbst ein solches Haus liegt oder errichtet werden soll, bezeugt, daß ein größerer zu motivirender Betrag erhoben werden muß. Wenn die Lage des Schulhauses einmal bestimmt ist, so darf dieselbe nicht gewechselt werden und der Bezirk bleibt unverändert derselbe; nur die schriftliche Einwilligung des Stadt-Superintendenten und die Entscheidung der Majorität der zu diesem Zwecke berufenen Bürgerversammlung kann den Ort des Schulhauses verlegen, in welchem Falle die Einwohner den alten Platz mit den Gebäulichkeiten 2c. unter den vortheilhaftesten Bedingungen wieder verkaufen können. Die Vertrauensmänner leiten die Verhandlungen der Abtretung. In gleicher Weise wird auch beim Ankauf des Platzes, beim Abriß oder Aufbau oder Verkauf des Hauses verfahren.

Die allgemeine Verwaltung der Angelegenheiten des Distrikts kommt nur den Vertrauensmännern zu, welche auch die Aufsicht über das Eigenthum des Bezirks haben. Sie schließen Verträge mit den Lehrern,

bestellen und besolden sie, ordnen die Bezirks-Steuererhebung, wobei sie den Schätzungen der Stadtbeisitzer (Town-Assessors) folgen, berufen die jährlichen und außerordentlichen Meetings der Bürger; kaufen oder pachten den Ort für das Schulhaus, welcher zuvor bestimmt worden ist und bauen, miethen oder kaufen dasselbe und sorgen für die Bedürfnisse aus den vom Bezirk dazu gestellten Fonds. Sie erwerben ferner Bücher für die Bibliothek, welche ihrer besonderen Pflege anvertraut wird, und Apparate, welche der Bezirk verwilligen muß. Am ersten Januar eines jeden Jahres erstatten sie in der gesetzlich vorgeschriebenen Form an den Superintendenten der Stadt einen Bericht über die Verhältnisse des Bezirks.

Das Productivkapital des öffentlichen Schulfonds beträgt gegenwärtig	2243563,36 Doll.
Das Kapital desjenigen Theiles des Depositenfonds der Union, von welchem jährlich die Zinsen zur Unterstützung der öffentlichen Schulen verwendet werden	2750000,00 „
Wozu noch ein Betrag kommt, welcher jährlich ein Einkommen von 25,000 Doll. abwirft, durch die Verfassung dem Schulfond vorbehalten, nämlich	416666,67 „
Total-Summa	5400230,03 Doll.

Die jährlichen Zinsen von dieser Summe, à 6 %, betragen 324,000 Dollar, von welchen jährlich 300,000 Dollar zur Erhaltung der öffentlichen Schulen verwilligt werden. Darunter befinden sich 55,000 Dollar für den Erwerb von Büchern und Apparaten.

800,000 Dollar werden jährlich von dem Grund- und beweglichem Eigenthum des Staats erhoben und an die Finanzverwaltungen der Provinzen (Counties) auf Verfügung des Staats-Superintendenten (State-Superintendents) der öffentlichen Schulen ausbezahlt, welcher die zu erhebende Summe in jeder Provinz nach der Schätzung des Eigenthums zu bestimmen und den verschiedenen Provinz-Sekretairen (County-Clerks) gegenüber zu begründen hat, um dann den Aufsichtsbehörden (Boards of Supervisor) die Erhebung zu überlassen. Am 1. Januar oder vor diesem Tage muß der Staats-Superintendent ⅔ des so erhobenen Betrags mit allen anderen zu Schulzwecken verwilligten Geldern an die verschiedenen Counties, Cities und Towns vertheilen und das bleibende Drittheil auf die verschiedenen Schuldistrikte repartiren.

Auf diese Weise wird die Totalsumme von 1,100,000 Dollar durch den Staats-Superintendenten von dem Eigenthum der verschiedenen Counties erhoben und 1,045,000 Dollar davon sind ausschließlich zur Besoldung der Lehrer und Erhaltung der Schulhäuser, die

anderen 55,000 Dollar zum Ankauf von Büchern und Apparaten ausgesetzt.

Dazu kommt noch, daß die Einwohner einer jeden Stadt des Staates autorisirt sind, noch einen weiteren Betrag bis zur Höhe ihres Antheils am Staatsfond zu erheben, welcher ausschließlich zur Erhaltung der Schulen verwendbar bleibt. Daher sind viele Städte im Besitz von Lokalkassen, welche aus dem Verkauf der Ländereien erwachsen, die jeder Stadtgemeinde von dem Staate zu diesem Zwecke reservirt worden sind.

Die Stadt-Superintendenten werden alle zwei Jahre von den stimmberechtigten Bürgern in den Jahresversammlungen im März und April gewählt und treten ihr Amt am ersten Montag des Monats November an. Sie leisten der Aufsichtsbehörde der Stadt Caution für die treue Verwaltung der Gelder und die Erfüllung ihrer Verpflichtungen. Sie sind ermächtigt, die Grenze des Schulbezirks zu bestimmen und wenn darum nachgesucht wird, oder wenn es nützlich und nothwendig erscheint, in Vereinigung mit der Aufsichtsbehörde und dem Stadt-Secretair dieselbe zu verändern. Es ist ihre Pflicht, von dem County-Schatzmeister und dem Stadtkassirer alles Geld, welches zu ihrer Stadt gehört, zu empfangen, beziehungsweise an dieselben abzuliefern und jährlich am ersten Donnerstag des April das Empfangene unter die Schuldistrikte nach der Zahl der Schüler vom 4. bis zum 21. Jahre,

worüber die Vertrauensmänner berichten, zu vertheilen, vorausgesetzt, daß diese Distrikte in dem verflossenen Jahre allen ihren gesetzlichen Verbindlichkeiten nachgekommen und den Jahresbericht erstattet haben.

Ein Distrikt, welcher sechs Monate lang während des betreffenden Jahres seine Schule nicht mit einem fähigen Lehrer versehen und das ihm disponibel gestellte öffentliche Geld nicht getreulich und wie vorgeschrieben verwendet hat, oder in welchem eine Schulstelle über einen Monat lang mit einem völlig unfähigen Lehrer besetzt war, kann ohne specielle Genehmigung des Staats-Superintendenten an der nächsten Vertheilung der Schulgelder nicht Theil nehmen.

Bei der Vertheilung bestimmen die Stadt-Superintendenten die betreffenden Summen, welche zu den Lehrergehalten und dem Erwerbe von Büchern und Apparaten zu verwenden sind. Die Besoldungen der Lehrer stellen sie denselben gleich zur Verfügung, die Gelder für die Bibliothek aber übermachen sie den Vertrauensmännern. Sie prüfen sodann auch Schul-Candidaten und stellen das für ein Jahr gültige Zeugniß der Qualifikation aus, welches stets annulirt werden kann. Sie besuchen und inspiciren die Schulen wenigstens zweimal jährlich und auch öfter, wenn sie es für nöthig halten. Am 1. Juli eines jeden Jahres haben sie in der vom Staats-Su-

perintendenten vorgeschriebenen Weise gemeinschaftlich mit dem County-Clerk einen Bericht über die Schulverhältnisse ihrer Stadt abzufassen. Beim Ablauf ihrer Dienstzeit legen sie ihrem Nachfolger über die Einnahme und Verwendung der Schulgelder Rechenschaft ab und zahlen den etwaigen Ueberschuß aus. Für ihre Dienste, für jeden der Erfüllung ihrer Amtspflichten gewidmeten Tag, sind sie berechtigt, eine Vergütung von 1 Doll. 25 Cent. in Anspruch zu nehmen.

Am Sitze der Regierung besteht die Staats-Musterschule (State Normal-School), welche halbjährlich 200 bis 250 Zöglinge beiderlei Geschlechts aufnimmt, die in der Rathssitzung der Stadt ausgewählt werden. Jede Provinz ist berechtigt, für jedes der Mitglieder der Assembly zwei Zöglinge in Vorschlag zu bringen. Nachdem die Studirenden zwei bis drei Jahre den Unterricht in dieser Anstalt genossen, kehren sie in ihre Counties zurück, um als Lehrer zu fungiren. Sie geben so oft als nöthig durch die Vermittelung der Lehrer-Institute (Teachers Institutes) von der Lehrmethode, der Leitung und Ordnung Kenntniß, wie ihnen in den Normalschulen gelehrt worden. Jene Institute, unter der Oberaufsicht und Leitung der erfahrensten Schulmänner, setzen jeden Lehrer in den Stand, sich mit den Pflichten practisch und genau vertraut zu machen, welche ihm auferlegt worden und

sichern so jedem der 11400 Bezirke unseres Staates einen treuen und tüchtigen Lehrer.

An der Spitze des ganzen Systems steht der überwachende, ordnende, allen Gliedern desselben Leben und Bewegung verleihende Staats-Superintendent. Er vertheilt den Staatsbeitrag von 800,000 Dollar und das öffentliche Geld unter die verschiedenen Counties und Stadtbezirke; und bringt die gesetzlichen Bestimmungen in Ausführung; die Instructionen, Entscheidungen, Formalitäten, gehen durch seine Hand und durch die Vermittelung der Stadt-Superintendenten gelangen die Verfügungen an die Bezirke. Ihm steht die höchste Instanz zu in den Angelegenheiten der Bezirksbewohner und ihrer Beamten sowohl als der Stadt-Superintendenten. Er unterhält eine beständige Correspondenz mit den verschiedenen Beamten und steht so nicht nur allen Zweigen der Verwaltung nahe, sondern auch den Einwohnern, welche Recht und Rath suchen. Er übt eine freie Gewalt aus und urtheilt nach billigen Grundsätzen über Fahrlässigkeit und zufällige Ungesetzlichkeiten; er giebt die Staatszeugnisse über die Qualifikation solcher Lehrer, welche er würdig findet; er erstattet jährlich Berichte an die Gesetzgebung über den Zustand, die Hoffnungen, die Hülfsquellen der öffentlichen Schulen, die Verwaltung des Schulfonds und vereinigt damit Betrachtungen und Verbesserungsvorschlage, welche ihm wünschenswerth erscheinen;

er überwacht, erhält, fördert und verbreitet das umfassende System des öffentlichen Unterrichtes des Staates.

Das ist ein gedrängtes Bild von der gegenwärtigen Ordnung unserer öffentlichen Schul-Erziehung (Common-School-Education), einer Ordnung, welche im Verlaufe eines Zeitraumes von 40 Jahren durch die Bemühungen der ausgezeichnetesten Männer entwickelt und zur Reife gediehen ist, eines Systems, welches die theuersten Interessen der Gegenwart und Zukunft eines freien aufgeklärten Volkes in sich schließt, verheißungsvoll für kommende Zeiten und die Keime des individuellen, gesellschaftlichen und nationalen Wohlstandes enthaltend, welches endlich die schönsten Hoffnungen aller Klassen der Gemeinschaft in sich vereinigt, und bestimmt ist das Licht der Intelligenz und der Bürgertugend auszustrahlen, um uns zu befähigen, die Pflichten zu erfüllen, die unsere freien Institutionen uns auferlegen.

Aber in diesem Lande ist kein System so vollkommen, kein Gesetz so gerecht, keine Autorität so verfassungsmäßig, daß die vollständige Erreichung des Zweckes ohne die aufrichtige, lebendige Mitwirkung des öffentlichen Geistes als gewiß betrachtet werden könnte. Auf diese Mithülfe gestützt lassen sich aus der einfachsten Ordnung die wichtigsten Resultate erzielen. Die wiederholte und ernste Prüfung der Interessen der Volksbildung durch die Repräsentanten des Volkes, die ein-

stimmige Annahme eines Systems, welches der öffentlichen Gunst sowohl durch die Erfahrung als durch das Zeugniß der aufgeklärtesten Geister unseres Landes und fremder Länder empfohlen worden, die Maßregeln der Vereinfachung der allzu complicirten Maschinerie, dies Alles liefert den klaren Beweis, daß die große Masse unserer Mitbürger auf die Beförderung einer tüchtigen, moralischen und intellektuellen Volksbildung nicht nur ein bedeutendes Gewicht legt, sondern auch die öffentlichen Schulen auf eine Stufe der Vollkommenheit zu heben bestrebt ist, welche die größten Zwecke erreichbar macht.

Die Freunde der Bildung und Erziehung bauen auf die Beständigkeit dieses Geistes und appelliren an denselben, indem sie auf die gerechte Würdigung einer einsichtsvollen Verbesserung jener Mittel des moralischen und geistigen Fortschrittes, welche die gesunde Staatspolitik zur Verfügung der Einwohner der Bezirke gestellt hat, vertrauen. Die Entwickelung unserer öffentlichen Schulen, ihre Vervollkommnung gegenüber den Anforderungen des wissenschaftlichen Fortschrittes, ihre Befähigung eine feste Basis der allgemeinen Tüchtigkeit zu schaffen, hängt von der Pflege Derer ab, welchen ihre Verwaltung anvertraut ist. Es giebt keine Institution, in der so viel Gutes und Böses und so viele und so wichtige Erfolge für das künftige Wohl des Einzelnen und der Gesellschaft keimen, als die

Bezirksschule. Durch dieses Alembikum werden die Lehren der Kinderstube und des Familienheerdes, die frühesten Unterweisungen in der reinen Moralität und die Sitten der gesellschaftlichen Kreise geläutert, jene Lehren bestimmt, die Gestalt und Färbung anzunehmen, welche den Charakter eines Volkes bilden. Ist es von den Eltern zuviel verlangt, wenn man erwartet, daß sie minderwichtige Betrachtungen bei Seite setzend, allen Differenzen und Streitigkeiten, lokaler, partheiischer oder egoistischer Natur entsagen, bis das beste ihrer Kinder von dem Einfluß erbitternder Streitfragen nicht mehr berührt wird, daß sie ihre ungetheilte Energie auf den Fortschritt und die Entwickelung dieser wohlthätigen Institution zu richten sich bestreben mögen? Nur auf ihrer Unterstützung beruhend, ihnen dafür verpflichtet, und abhängig von ihrer Gunst, ist der praktische Vorzug des bestehenden Unterrichtssystems, — die Einfachheit. Seine bedeutenden Hülfsquellen würden sich selbst bei dem Umstande, daß es die geistigen Bedürfnisse einer jeden Klasse der Gesellschaft befriedigt, nicht bewähren, ohne die stärkenden Wirkungen einer gesunden öffentlichen Meinung, welche aus der ganzen gesellschaftlichen Ordnung hervorgeht und sich über dieselbe wieder verbreitet. Die Distriktschulen müssen der Mittelpunkt der Interessen der Bürger und Eltern werden, der Geistlichen, der Aerzte, Rechtsgelehrten, Kaufleute, Fabrikanten und Ackerbauern.

Jeder von ihnen muß sich vergegenwärtigen, daß unter mehr oder weniger günstigen Aussichten ein Fortschritt Platz greift, welcher bestimmt ist, in Bälde eine wachsame Gewalt über die Institutionen, die Sitten, die Denk- und Handlungsweise der Gesellschaft in allen ihren Phasen auszuüben und daß auf ihnen die Verantwortlichkeit für die guten oder schlechten Erfolge lastet, welche so erzielt werden. Durch die Beseitigung eines jeden Hindernisses der Entwickelung und des harmonischen Zusammenwirkens dieses so sorgfältig geordneten Systems der Volksbildung, durch eine beständige, planmäßige und einsichtsvolle Mitwirkung der Beamten und insbesondere dadurch, daß man demselben in jener hohen moralischen Cultur, welche allein die Idee einer gesunden Erziehung verwirklichen kann, einen Puls und eine Seele giebt, können die glänzendsten Resultate erzielt werden. Dazu gehört eine verständige Würdigung und besonnene Pflege des Elementarunterrichts, welcher die höchste Thatkraft und die größte Menschenliebe verlangt und zu vergelten vermag."

Der englische Leser wird die Länge dieser Ausführung entschuldigen. Bei der beklagenswerthen Vernachlässigung der öffentlichen Erziehung in England glaubte ich mir Dank zu erwerben, wenn ich über den Zustand dieser Dinge in Amerika eine detaillirte Mittheilung gebe, besonders jetzt, wo sich das neue Mini-

sterium in seinen einzelnen Mitgliedern die Beförderung der öffentlichen Erziehung zur ernsten Aufgabe gemacht hat.

III. Noch einmal New-York-City.

Der Hudson zwischen Albany und Newyork ist ein schöner Strom, mit erquickenden Landschaften an seinen Ufern; er ist in dieser Beziehung der schönste Fluß des östlichen Theiles der Union. Man denkt unwillkürlich an den Rhein und an die obere Donau, obschon der Hudson weniger malerisch sein mag, als einer dieser beiden Ströme. Die Hochländer in der unmittelbaren Nähe Newyorks, haben manche Reize für die Metropolis des amerikanischen Handels und viele ihrer reichen Bewohner besitzen in der Umgebung Sommerwohnungen. Das schönste Panorama bietet sich unserem Blicke zu West-Point dar, wo die jungen Officiere der amerikanischen Armee eine sorgfältige Erziehung erhalten, — ein Institut, welches den besten dieser Art in Europa, an die Seite gestellt werden kann.

Die Lage Newyorks auf der Manhattan-Insel ist eine der günstigsten in der Welt. Die See ist ihre Hochstraße nach allen Regionen des Globus; sie hat einen sicheren Hafen, groß genug, um die mächtigste Handelsflotte zu bergen, mit einem gefahrlosen Eingange,

und ist zugleich durch die Engen zwischen Long-Island, Staaten-Island und dem Festland so vortheilhaft gedeckt, wie Konstantinopel durch den Bosphorus und die Dardanellen. Der Hudson und der Eriekanal erschließen der City das Binnenland und gewähren den Agriculturschätzen des Mississippithales einen genügenden Ausweg. Newyork ist zu dem unermeßlichen nordwestlichen Bassin das Thor, durch welches der Handel Europas und Amerikas seinen Weg nehmen muß. Manhattan-Island ist so groß, daß die Stadt sie innerhalb der nächsten zwei Jahrhunderte nicht bedecken wird, auch wenn dieselbe in dem Maßstabe der Gegenwart fortwächst, während die benachbarten Ufer von Neujersey und Long-Island einen unbegrenzten Raum für die Zukunft gewähren. Die tiefe See mit der starken Ebbe und Fluth und der Strömung durch die Engen macht eine hinreichende Bewässerung leicht; die Seeluft schafft ein gesundes Klima, der Croton-Aquadukt versieht die Stadt mit hinreichendem klaren Wasser und durch die See, den Fluß, den Kanal und das Eisenbahnnetz sind die Bürger vor einem Mangel an Baumaterial, Granit, Sandstein und billigen Feuerungsmitteln geschützt. In Vereinigung mit diesen Vorzügen, welche die Natur bietet, finden wir hier ein unternehmendes Volk, erzogen durch ein solides System des Schulunterrichts, unter einer Regierungsform lebend, welche in keiner Weise die Energieen der Bürger hin-

derlich ist und der vollständigen Entwickelung der umfassendsten Entwürfe und der gewagtesten Spekulationen freien Spielraum läßt. Daher können wir denn kaum über das Wachsthum des großen Emporiums erstaunen, das mehr als einmal durch Geldkrisen in seinem raschen Fortschritte aufgehalten, nach dem Unglück stets blühender und mächtiger sich wieder erhob. In diesem Bilde fehlt der eine Zug, welcher dem ganzen Kontinente mangelt, die Entwickelung des Kunstsinnes. Hier, wie in der ganzen Welt, wünschen Freunde und Verwandte die Bilder derer zu besitzen, welche sie lieben; doch die Amerikaner begnügen sich mit Daguerrotypen und fördern diese mechanische Arbeit auf Kosten der Kunst. Die Amerikaner begreifen noch nicht, daß die Sonne kein Monument der Kunst hervorrufen kann und daß die servile Nachahmung der Natur keineswegs die Aufgabe des Künstlers ist. Erst muß er sehen lernen und dann verstehen, das Gesehene in Form und Farbe zu verkörpern. Ein Werk der Kunst ist immer eine Schöpfung, das Bild der Natur durch den Genius des Menschen reflectirt. Solche Gedanken stiegen in mir auf, als ich vor einer der zahlreichen Ausstellungen von Daguerrotypen im Broadway stand und Herr Greenough *), der amerikanische Bildhauer,

*) Dieser ausgezeichnete Künstler starb im Herbst 1852 beklagt durch jeden Freund der Kunst.

zu mir herantrat. Ich hatte früher seine Bekanntschaft in Washington gemacht und acceptirte mit Freuden sein freundliches Anerbieten, mir sein Atelier in Brooklyn zu zeigen. An der kolossalen Büste Coopers, welche der Künstler eben modellirte, sah ich, daß Amerika in dieser Beziehung fast einem Vergleiche mit Italien und England gewachsen sei. Es ist nicht der Mangel an Fähigkeit, sondern die amerikanische Denkungsart, welche die Häuser der Reichen, die Kirchen und die Cityhallen, die Gerichtshäuser und Marktplätze so arm an Monumenten läßt. Das Atelier Grenoughs steht mit einer Erzgießerei in Verbindung. Ich war erstaunt, den Guß hier so vollkommen zu finden, wie in München oder Paris. Einige Stücke der Statue des großen de Witt Clinton waren eben aus dem Ofen gekommen und es blieb kaum noch ein Meißelstoß daran zu thun. Dieses schöne Kunstwerk wird den Kirchhof von Newyork zieren.

Schon im Juni ist die Hitze hier so groß, wie in Neapel. Die Seeluft wird Nachmittags kaum gefühlt; die Atmosphäre ist schwül und electrisch. Aber die Börse und die Werften sind überfüllt von geschäftigen Menschen und vor dem Astorhause und dem Irvinghause herrscht ein reges Handelsleben. Die Wallstraße ist so besucht, wie immer; die drückende Luft bringt den regen Verkehr nicht ins Stocken, obgleich Jedermann über Unwohlsein klagt. Aber siehe da! aus dem Laden

des Hutfabrikanten Genin drängt sich plötzlich eine Schaar von Jungen, welche Dutzende chinesischer Fächer tragen und sie an der Börse, in den Schenkstuben und Lesezimmern der Gasthäuser, in den Schreibstuben der Kaufleute, in den Straßen und an den Thoren gratis austheilen, und einem Jeden anbieten, dem sie begegnen. Aber diese Dutzende von Fächern sind eigentlich nur Geschäfts-Empfehlungen, und tragen die Adresse des menschenfreundlichen Herrn Genin; wer einen solchen Fächer bekommt, der findet diese Methode des Annoncirens ebenso rücksichtsvoll als geistreich. Herr Genin ist der Schwager Barnums und überbietet bei Weitem die Alsopps von Burton-on-Trent und die Herren Moses und Söhne von London. Sein Erfindungstalent im Bereiche der Annonce ist eminent. Als Jenny Lind das erste Konzert gab und die Billets öffentlich versteigert wurden, zahlte der große Hutmacher 500 Dollar für das Privilegium, in der Konzerthalle sich einen Platz aussuchen zu dürfen. Der Name Genin hallte in der ganzen Union wieder und die scheinbare Extravaganz erwies sich schließlich als ein billiges Mittel der Geschäfts-Empfehlung. Wenn in Newyork irgend ein Institut gegründet werden soll, welches das Interesse Aller berührt und in Anspruch nimmt, dann steht der Name Genin's an der Spitze der Subscriptionsliste. Was in England immer noch als Humbug betrachtet wird, das ist hier die „philosophy of adver-

tising," die Philosophie der Anzeige. In dieser modernen Wissenschaft hat Barnum sich den größten Ruf erworben. Er ist ein reicher und bedeutender Mann.

Das „American Museum," das lebende Skelett, das wollige Pferd, Joyce Heath, die angebliche, 150 Jahre alte Amme Washingtons, das Meermädchen, Tomb Thumb und Jenny Lind, das sind die Meilensteine an dem Pfade zu seinem Glück. Er ist jetzt einer der einflußreichsten Männer in Connektikut, hält Vorträge über die Mäßigkeit und baut zu Bridgeport in jenem Staate eine Stadt. Er bemerkte, daß der Ort dieses Namens einen ausgezeichneten Hafen und eine gesunde Lage habe und kaufte deshalb ringsum alles Land, theilte den Boden in Stadtviertel ab und verhandelt jetzt alle einzelnen Plätze zum Kaufpreise und auf Credit, denen, welche wirklich Häuser bauen. Er selbst schießt Geld zum Häuserbau vor und zieht so die Leute an den Ort. Die Oeffentlichkeit in Amerika macht oft die Schwindelei zu einer Quelle des allgemeinen Besten.

Die Polizei Newyorks ist eben nicht zu rühmen. Man sagt offen, daß viele von den täglichen Bränden nur allein in der hohen Versicherung der Häuser ihre Entstehung haben und daß die Assekuranz-Kassen große Summen ersparen könnten, wenn die Ursache eines Brandes zum Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung gemacht werden würde. Die Nebenstraßen

der City und selbst Bowery und der Broadway sind Nachts durch Banden von Kerls belagert, welche unter dem Namen von „rowdies“, „loafers“ und short-boys“ die Vorübergehenden mit schlechten Witzen und Späßen ennuyiren. Sie dringen oft ungestüm in die Schenken, verjagen die Gäste, essen und trinken, was sie erreichen können und bezahlen nicht einen Pfennig. Es kommt zuweilen vor, daß sie bei den Wahlen die friedlichen Bürger in dem Wahl-Lokale stören und verdrängen. Weshalb solchem Treiben nicht energische Maßregeln entgegengesetzt werden, ist unbegreiflich.

Die bedeutende Einwanderung von Europa hat natürlich die Zahl der Armen in Amerika vergrößert; dennoch gibt der Census von 1850 nur 134,972 an, welchen innerhalb eines Jahres bis zum Juni 1850 öffentliche Unterstützung zu Theil geworden ist und zwar in einer Totalsumme von 2,954,806 Dollar. Newyork hat davon 817,336 Dollar allein zu tragen gehabt. Unter jener, jedenfalls erstaunlich geringen Zahl befinden sich nicht die Armen, welche in Hospitälern und Zufluchtshäusern unterhalten und durch die Auswanderungskommissionen oder durch milde Gaben unterstützt wurden. Newyork hat in der That ⅓ aller hülflosen Individuen in der Union zu versorgen; der Westen und der Süden kennen den Pauperismus kaum.

Was die öffentlichen Amüsements betrifft, so werden in den Vereinigten Staaten die Theater bei Weitem

weniger besucht, als in Europa. Newyork wird jedoch mehr als irgend eine andere City Nordamerikas mit dramatischen Vorstellungen heimgesucht. Alle Stücke, welche man gibt, sind aus Europa eingeführt, denn unter den zwanzig Millionen Bürgern der großen Republik hat sich noch kein dramatischer Schriftsteller von Ruf erhoben. Die Vergnügungen tragen hier im Allgemeinen ein ganz anderes Gepräge als in Europa. Der Winter ist die Zeit der Lektüre. Staatsmänner, Pfarrer, Professoren, Schriftsteller, Handwerker, Ladies und Gentlemen halten Vorlesungen. Im Frühling senden und empfangen die Spritzenkompagnieen Abgeordnete aller Städte; die Spritzen werden in Prozession durch die Straßen gezogen und wenn gerade kein Feuer ausbricht, so löscht man seinen Durst bei einem kräftigen Abendessen. Die Bürgerwehr hält ihr Scheibenschießen ab, und erholt sich nach ihren Paraden gleichfalls bei einem brillanten Diner. Die deutschen Sänger sammeln sich aus allen Theilen der Union, geben Konzerte und genießen die schöne Natur bei Gesang, ländlichen Tänzen und geselligen Spielen auf der Wiese. Im Sommer unternimmt man Fischpartieen auf die See hinaus; die fashionable Welt zieht in die Bäder und auf ihre Landsitze am Hudson, am Niagarafall oder an den Seen. Der Herbst bringt nur in Ohio eine Weinlese; es ist die Jahreszeit der geschäftigen Politiker, denn die Wahlen beginnen. Da

muß immer irgend Jemand zu wählen sein, entweder ein Präsident oder ein Gouverneur, oder Föderal-Gesetzgeber oder Staats-Gesetzgeber, Bürgermeister und Rathsherrn.

Diese Amüsements sind mehr oder weniger allen Theilen Amerikas gemeinschaftlich aber nirgends so sehr im Gange, als hier. Von allen Städten der Union hat Newyork die gemischteste Bevölkerung; jede europäische Nation und jeder amerikanische Staat ist vertreten. Die beständige Wechselheirath unter den verschiedenen Raçen macht den Newyorker erregbarer und in einem höheren Grade, als den stabilen Neu-Engländer und den conservativen Südländer zu Extravaganzen geneigt. In seinem Charakter liegt Etwas von der Beweglichkeit des Parisers, obschon in seiner physischen Entwickelung die Eigenthümlichkeit des englischen Volkes hervortritt.

Schluß.

I. Parallele zwischen dem amerikanischen und dem englischen Charakter.

Ich habe schon versucht, den Charakter der Amerikaner in den vier großen Theilen der Union, zu zeichnen; doch gibt es einige besondere Allen gemeinsame Züge; es herrscht unter ihnen eine gewisse Familien-

Aehnlichkeit, welche nur in einem geringen Grade durch die wachsende unaufhaltsame Fluth der Einwanderung verändert wird. Europäer und selbst Amerikaner legen der nationalen Bewegung, welche Deutsche, Engländer und Iren über den Ocean führt, eine zu große Wichtigkeit bei. Sie Alle nehmen ihren Weg über Newyork, Boston, Philadelphia und New-Orleans und die so vereinigten Massen imponiren allerdings; aber die Volkszählung vom Jahre 1850 hat ergeben, daß die Einwanderung nicht so bedeutend die Bevölkerung vermehrt hat, als allgemein angenommen wurde und daß von den 19,630,738 freien weißen Bewohnern von Amerika nur 2,210,828 in fremden Ländern geboren waren, also nur 11% der freien Bevölkerung. Und davon waren 43% Irländer; 23% aus England, Schottland, Wales und Britisch-Amerika; 25% aus Deutschland und 7% aus Frankreich und anderen Staaten *).

Man kann bestimmt annehmen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, als die von Großbritanien; es ist dieselbe Mischung des angelsächsischen, schottischen und celtischen Blutes wie im alten Lande, die Ameri-

*) Es ist interessant in der Wahl des Domicils der Einwanderer die Wirkungen der „peculiar institution“ zu verfolgen: 1,965,518 derselben sind Bewohner der Freien-, nur 245,310 Bewohner der Sklaven-Staaten.

kaner sind Engländer, welche sich unter anderen, neuen politischen und socialen Institutionen entwickelten. Sie sind nicht Vettern der Engländer, wie man zu sagen pflegt, sondern Brüder, Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute. Die Institutionen, welche den ursprünglichen englischen Charakter in der Union umgewandelt haben, sind: die Gleichheit der Demokratie, die Vollkommenheit der lokalen Regierung, der freie Erwerb von Grundeigenthum und keiner dieser drei Richtungen des öffentlichen Lebens tritt eine Staatskirche oder eine erbliche Aristokratie des Grundbesitzes hindernd in den Weg. In einem Theile der Union finden wir die Institution der Sklaverei, ein schweres Gewicht, welches in einem gewissen Grade die jeder Demokratie eigene Neuerungssucht hemmt. Wie die Engländer sind die Amerikaner ein tief ernstes und religiöses Volk; sie heiligen den Sabbath mit gleicher Strenge und sorgen für die religiösen Bedürfnisse der ganzen Bevölkerung durch Kirchen und Prediger, obgleich die Kirche nirgends durch den Staat erhalten und protegirt wird und ihre Revenüen nicht pünktlich Jahr bei Jahr einziehen kann. In den 36,000 Kirchen der Union haben 13,850,000 Gläubige Platz und das Volk benutzt diese Gelegenheit jeden Sonntag in einem weit höheren Maße, als die niederen Klassen Englands.

Die Amerikaner sorgen anders und besser wie ihre englischen Brüder für die Erziehung aller weißen Kinder

der freien Staaten; im Süden bemühen sie sich, dasselbe zu thun und zwar nicht nur überall in den Städten, sondern auch auf dem Lande. Die Regierungen in den Einzelstaaten und in Washington stützen sich nicht auf die Macht der reichen Stände, sondern auf die Bildung des Volkes im Allgemeinen. Der Ordnung der Dinge in England entgegengesetzt, sorgt der Staat und nicht die Kirche für die Schulen und doch hat die weltliche Erziehung die Religiosität des Volkes nicht beeinträchtigt.

Wie die Engländer sind die Amerikaner ein Handelsvolk. Der Dollar und der Cent beherrscht sie, wie das Pfund, der Schilling und Penny die Engländer beherrscht. Lebenszweck Vieler ist in dem alten und im neuen Lande der Reichthum und nicht der Genuß des Reichthums. Unter den Engländern gibt es freilich eine Klasse, welche weniger auf das money-making (Geld-Erwerben) versessen ist, und zuweilen großmüthige Spenden macht, es ist die alte Aristokratie, deren Reichthümer von Geschlecht zu Geschlecht sich angehäuft haben. In Amerika gibt es keine solche Klasse; es ist weder Gebrauch noch Zusatz, den ältesten Sohn zu begünstigen; es ist vielmehr Landessitte und Recht, das Vermögen unter alle Kinder gleich zu vertheilen. Daher gehen die Reichthümer von einer Hand in die andere. Die große Masse der gewinnsüchtigen Amerikaner ist gleichwohl generöser, als die Engländer. Jene, welche

diese Thatsache bezweifeln, machen wir auf die zahlreichen und bedeutenden Gaben und Verwilligungen für Kirchen, Hospitäler, Bildungs-Anstalten, Bibliotheken und milde Stiftungen aller Art, aufmerksam. Die unteren Stände werden in Amerika besser erzogen als in England, leben in erträglicheren Verhältnissen, und Gutherzigkeit und Großmüthigkeit zeichnen stets diejenigen aus, welche sich ihren Lebens-Unterhalt durch ihre Hände Arbeit und nicht durch Kapital und Privilegien erwerben. Ueberdies machen die demokratischen Institutionen das allgemeine Stimmrecht und die häufigen Wahlen, die reicheren Stände von der arbeitenden Klasse abhängig und bei der allgemeinen Stimmfähigkeit ist die Bestechung weniger möglich, weil weniger erfolgreich. Um Macht über das Volk zu erlangen, muß man *mit* dem Volke sein.

Der Engländer ist arrogant; er kümmert sich nicht darum, ob andere Nationen ihn ehren oder nicht; er beruhigt sich bei dem Glauben, daß er respectirt werden *müsse*. Für ihn hört die gesellschaftliche Welt jenseits der Küsten seines Eilands auf; er hält sich von Fremden fern. An seinen Sitten und Manieren und seiner Denkungsart hängend, ist er exclusiv und conservativ. Sein Selbstvertrauen ist zu groß, als daß es in irgend einer Weise erschüttert werden könnte; er macht sich nichts aus seiner Lächerlichkeit, sondern lacht herzlich mit, wenn seine Thorheiten karrikirt werden;

er fürchtet nicht, daß ein Fremder irgendwie einen Einfluß über seine Gesinnung erlangen könnte und gestattet deshalb ohne irgend eine Beschränkung allen Verbannten Europas, wie sehr er auch ihre Grundsätze verachten mag, mit ihren eigenen Mitteln und Mühen auf englischem Boden zu leben. Er unterstützt sie zuweilen, streckt aber selten seine Hand aus, um sie in den Stand zu setzen, sich selbst durchzuhelfen und nur Wenige nehmen sich die Mühe, Zeit und Nachsinnen einem Fremden zu widmen, in einem Lande, wo der Zudrang Beschäftigungsloser in allen Zweigen der Arbeit so außerordentlich groß ist. Welche Talente und Verdienste auch einen Fremden auszeichnen mögen, er kann in der Gesellschaft Englands nicht völlig heimisch werden. Die höheren Stände sind geneigt, ihn mit Güte und Aufmerksamkeit zu behandeln, wenn auch nicht in dem Gefühle der Gleichheit; aber die Arbeiter sehen in dem Eingewanderten einen Rivalen auf dem Felde der Konkurrenz. Selbst die Gesetze bürgern ihn nicht vollständig ein; er kann das Wahlrecht erlangen und städtischer Beamter werden; aber weder Geschworener noch Volksvertreter. Das aber, was die conventionellen Sitten der gebildetsten Gesellschaft nicht dem Range, dem Talente, der Ausgezeichnetheit zugestehen, das Gesetz des ersten Staates von Europa nicht gewährt, die Gleichheit, kann man durch den Reichthum im Fabrik- und Handelsleben erlangen.

Der fremdgeborne reiche Banquier, der Fabrikant, der Kaufmann steht mit dem englischen Banquier und Fabrikanten und Kaufmann auf gleicher Stufe; sie bedürfen einander.

In den Vereinigten Staaten ist das Alles anders. Der Amerikaner hat nicht den Stolz der Absonderung. Er weiß, daß er der Sohn eines jugendlichen und wachsenden Landes ist und sein ganzer Ehrgeiz besteht darin, dieses Land im vereinigten Ruhme der ganzen Welt strahlen zu sehen. Ihm ist jede Vergrößerung seiner Macht willkommen, gleichviel woher sie kommt. Daher ist ihm der Einwanderer kein Fremder; er denkt nicht an seine Nebenbuhlerschaft — er ist ihm ein Mitarbeiter an der Größe Amerikas. Vom Augenblicke der Landung an steht der Fremde in jeder Beziehung gesellschaftlich eben so hoch, als der Eingeborne. Nach einem kurzen Aufenthalt öffnet das Gesetz dem neuen Bürger jede Ehrenlaufbahn, und verschlossen bleibt ihm nur der Weg zum Präsidentenstuhle der Union. Die Sitten und Gewohnheiten des Landes verleihen dem Gesetze Leben und im Senate zu Washington sehen wir Irländer, Franzosen und Deutsche nebeneinander sitzen; das Vertrauen der eingebornen Bürger hat sie in den höchsten Rath der Nation gesendet. Der adoptirte Sohn des Landes ist im Genusse aller Rechte und Vortheile des Sohnes Amerikas. Aber derselbe Ehrgeiz, welcher die Amerikaner so freigebig gegen die neu

Ankommenden sein läßt, macht oft dem Europäer den Verkehr mit ihm unerträglich. Viele Bürger der Vereinigten Staaten glauben in der That, sie hätten längst den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, nach der sie streben. Sie prahlen, sie blasen sich auf, sie sprechen von der Größe ihres Landes, von dem Glanze ihrer Institutionen, und so oft und bei so unbedeutenden Gelegenheiten, daß sie in der That lächerlich erscheinen, daß sie in den Verdacht kommen, ihr Ehrgeiz sei kleinliche Eitelkeit. Sie sind im höchsten Grade empfindlich; sie ertragen ernste Vorwürfe, aber nicht die Satire. Es ist bemerkenswerth, daß in der ganzen Union nicht ein einziges Witzblatt existirt, welches mit dem englischen Punch oder dem französischen Charivari sich messen könnte. Die weniger politischen Karrikaturen circuliren fast ausschließlich in der höheren Gesellschaft der großen Handelsstädte. Mit Witz und Kriticismus ist ein junges Volk nicht begabt. Sie blühen in der alten Gesellschaft, wo das schöpferische Genie zu schwinden beginnt, wo sich die Gelehrsamkeit anhäuft und die Langeweile den Geschmack abnutzt.

Die Beredsamkeit in beiden Ländern trägt auch den Stempel ihres Alters. In dem Palais zu Westmünster wird die Palme der Redekunst demjenigen gereicht, welcher klar und logisch seine Ansicht darlegt, welcher mit kaltem Verstand die Thatsachen und ihre Ursachen und Wirkungen genau analysirt. Ein Jeder bestrebt

sich zunächst die Irrthümer seines Gegners völlig blos zu legen und ihn dann lächerlich zu machen. Witz, Ironie oft sogar die Schmähung, sind wirksame Waffen im parlamentarischen Kampfe. Appellationen an das Gefühl und an die Leidenschaften kommen selten vor; eine gezierte blühende Beredsamkeit paßt nicht zu dem englischen Geschmacke unserer Zeit, welcher sich offenbar zum Kriticismus hinneigt. Allmählige Abstellung der Mißbräuche, das ist das Losungswort des englischen Staatsmannes; Erfindungsgabe, Genie, Geistesfrische sind von ihm geschieden. Die englischen Politiker sind Leute von Routine, sie belächeln die Männer der neuen Idee und ziehen sie in den Staub. Wenn daher neue Gesetze geschaffen werden müssen, entweder weil die alten in ihren Fundamenten so morsch und faul geworden, daß sie nicht noch einmal geflickt werden können, wie in Irland, oder weil eine neue Gesellschaft mit neuen Bedürfnissen ersteht, wie in den Kolonieen, dann macht die parlamentarische Weisheit Schnitzer, trotz ihrer Allgewalt.

Amerika ist ein junges Land. Die Reform kann nicht allein Gegenstand seiner Politik sein, denn die Uebelstände haben noch nicht Zeit gehabt, drückend anzuwachsen. Die unermeßliche Ausdehnung des Landes, das Aufblühen neuer Republiken unter den verschiedenartigsten Umständen, die Verwickelungen mit fremden Regierungen, unvermeidlich bei einer unternehmenden

demokratischen Gesellschaft, die Feindseligkeit unter den weißen, rothen und schwarzen Raçen innerhalb des Gebietes der Union, die Verschiedenheit der Interessen in den Handels-, den Ackerbau-, Pflanzer- und Bergwerks-Staaten, das Alles öffnet dem schaffenden Genie ein unbegrenztes Feld und fordert die Energieen aller Klassen einer jungen und kräftigen Nation heraus. Daher trägt die Beredsamkeit in Amerika ein besonderes und eigenthümliches Gepräge. Auch der verständigste Redner wendet sich an die Leidenschaften. Der „Free-Soiler" des Nordens schleudert seinen Trotz wider das geschriebene Recht und beruft sich auf das Gesetz Gottes; der Sklavenhalter des Südens stößt die Drohung der Lostrennung aus; das Volk des Missisippi klagt die Seeküsten-Staaten ungestüm an; die „alten Dreizehn" streiten für ihre exclusive Handels-Politik, welche die Entwickelung der Hülfsquellen des Westens verhindert und die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit eine Gemeinschaft wie die der Mormonen mächtig geworden und fast zu einem souverainen Staate herangewachsen ist, muß jeden eifrigen Politiker in Wallung bringen. Im Kapitol zu Washington stehen die Lebensinteressen auf dem Spiele, und große Fragen erwecken im Staatsleben große Männer. Denen aber fehlt es nicht an Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln. Die Masse ihrer zahllosen Nachfolger, bestrebt mit ihnen zu rivalisiren, sinken freilich in das boden-

lose Meer der Phrase und des eitlen Pathos hinab; unfähig mit Hindernissen zu kämpfen, schildern sie dieselben mit übertriebener Großsprecherei und verbergen ihre Seichtigkeit hinter den Blüthen der Redekunst.

Die englische Nation ist in hohem Grade conservativ. Sie hat die höchste Stellung, nach der sie strebte, erreicht und muß dieselbe nun in der Politik und in der Literatur behaupten. Neue Ideen und selbst neue Worte finden in England keinen Anklang. Die Gesellschaft ist geordnet und fürchtet nur Erschütterungen; die nothwendigsten Reformen werden schleppend langsam zu Ende geführt. In Amerika herrscht ein kühner Geist des Fortschrittes, welcher selbst vor Anmaßungen nicht zurückschreckt; er wechselt seine Richtung, mit Ausnahme des Südens, unaufhörlich; neue Ideen finden dort die schönste Gelegenheit, praktisch erprobt zu werden; denn das Publikum im Allgemeinen ist geneigt, die Lösung eines politischen Problems auf verschiedenen Wegen zu versuchen und die Souverainetät der einzelnen Staaten kommt dem sehr zu Statten. Neue Wörter werden dutzendweise geschaffen und genehmigt; daneben blüht die alte anglo-normanische Sprache hier noch so üppig, wie in England vor dreihundert Jahren und obwohl viele Blätter dieser Eiche bald welken und fallen werden, so bleiben doch andere so grün wie jene, welche die cisatlantischen Zweige des mächtigen Stammes zieren.

Die englische Nation hat ihren Hang zum Kriege durch die finanzielle Speculation erstickt. Wenn auch in Indien, China oder Kaffraria die Engländer oft zum Kriege genöthigt werden, so ist derselbe doch immer unpopulär. Nur ein wirklicher Angriff könnte England zum Kriege wider eine europäische Macht ersten Ranges zwingen, obgleich die Armee und Flotte bedeutend und die Ausgaben für dieselben mehr als bedeutend sind.

Die Amerikaner wissen dagegen ihrer Neigung zum Kampfe keine Grenze zu setzen; die bedenklichste Vergrößerung der Nationalschuld schreckt sie nicht ab. Ihre Armee ist gering, sie übersteigt einschließlich der Officiere nicht 11,000 Mann, eben genug, um Texas, Neu-Mexico, Californien und Oregon wider die Indianer zu vertheidigen. Aber die Nation ist kriegerisch und im Nothfalle sind Hunderttausende bereit, die Gefahren und Beschwerlichkeiten des Feldzuges zu ertragen. Der Krieg ist bei der großen Masse des Volkes populär.

In England ist die Bevölkerung in Stände, ja in Kasten geschieden. Politische Gleichheit ist dort unbekannt und wenn auch einzelnen Individuen der unteren Klassen die Möglichkeit gegeben ist, sich Schritt vor Schritt bis zur höchsten Kaste zu erheben; wenn auch die jüngeren Söhne der Aristokraten sich oft zum Handwerkerstande herablassen, so kann doch durch solche Zu-

fälligkeiten die Herrschaft der Rang- und Klassen-Unterschiede nicht erschüttert werden. Jedes Individuum entsagt seiner Kaste vollkommen, sobald es in eine höhere eintritt. Die herkömmliche Achtung der gesellschaftlichen Stellung ohne alle Rücksicht auf die Person, welche dieselbe inne hat, ist ein Grundzug des englischen Lebens geworden. Die Gleichheit ist der Puls der amerikanischen Gesellschaft. Jeder Versuch der Whigs, eine sociale Aristokratie der Geburt und des Besitzes zu begründen, mißlingt. Die Gesellschaft ist nicht in Klassen geschieden, sondern nur in Coterien oder Partheien. Die reiche Familie vereinigt sich mit ihres Gleichen im Reichthum und die arme mit der armen; die politische Abhängigkeit des Reichen von dem wahlfähigen und wählbaren Arbeiter macht die wirksame Absonderung unmöglich.

Die Stabilität der englischen Gesellschaft, eine nothwendige Folge der aristokratischen Institutionen und Sitten, macht die Engländer zurückhaltend, leidenschaftslos, nüchtern. Dieselbe Ursache verleiht ihren Ansichten und Neigungen Dauer und Festigkeit. Sie sind vorsichtig, wenn sie ein Versprechen geben, aber man kann sich darauf verlassen, daß sie ihr Wort halten. Es ist schwer, einen Engländer sich zum Freunde zu machen; aber er bleibt ein Freund für das ganze Leben. Die Amerikaner sind gefälliger, einnehmender einem Fremden gegenüber; aber oft weniger

zuverlässig. Sie sind herzlich, unverschlossen, stets bemüht, sich zu verpflichten und bereit, Jedem ihre Freundschaft zu schenken. Wenn ihnen das Herz voll ist, dann versprechen sie mehr, als sie zu halten vermögen. Leicht erregbar sehen sie sich oft getäuscht und daher vergessen sie Das, was einen Eindruck auf sie machte, um so leichter. Die Engländer tragen den Stempel der alten Dorier, die Amerikaner den der Jonier.

Die Gefahr Englands ruht hauptsächlich in seiner Pedanterie und seinem Materialismus, welche die höheren Gefühle der Tugend und der Vaterlandsliebe zu ersticken drohen. Durch seine eigenen Eroberungen ist es so demoralisirt worden, daß es politisches Recht und Unrecht nur nach dem Maßstabe einer energischen Verwaltung abzuschätzen vermag. England hat Indien erobert und sichert sich den Besitz des Landes durch die Gewalt. Das innere Bewußtsein dieser unmoralischen Stellung lähmt die Kraft seiner Staatsmänner in dem Widerstande gegen den Despotismus anderer Mächte, welcher ihre Herzen zum Proteste nöthigt, aber sie zu einer wirkungsvollen Opposition nicht zu bewegen vermag. *Wie* ein König oder ein Kaiser zur Gewalt gelangt, darüber machen sie sich keine Gedanken mehr, *welchen Gebrauch er davon macht*, das ist die Frage, welche sie beschäftigt, und da die fremden Mächte nur in Angelegenheiten des Handels Gegenstand ihrer Sorge sind, so ist nur in ihrer Handelspolitik der

Prüfstein einer guten oder schlechten fremden Regierung zu finden. Laßt Napoleon III. einen Freihändler werden und alle seine Verbrechen sind vergessen. Da die Engländer sich einbilden, eine Nation müßte nach englischem Muster frei werden, wenn sie überhaupt frei sein wolle, so ist es schwer, sie zu überzeugen, daß das Königthum und die parlamentarische Herrschaft bei den größeren Nationen des Continents wesentlich unvereinbar sind; der Engländer betrachtet Fremde als gefährlich, wenn sie für ihr Recht in der einzigen Form kämpfen, in welcher sie eine Möglichkeit des Erfolges voraussetzen können. Bei dieser Beschränktheit wird der Engländer in die Waagschale fremder Despoten geworfen, sobald ihre Hinterlist jede Uebereinkunft mit den königlichen Forderungen unmöglich gemacht hat, und es ist die Gefahr vorhanden, daß England noch durch seine Feigheit Mächten gegenüber sich entehrt, welche im geeigneten Moment alle seine Institutionen zu untergraben oder zu vernichten bereit sind. Die Engländer sind entweder zu stolz oder zu unwissend, um das zu fürchten, jedenfalls lassen sich die moralischen Nachtheile ihrer gegenwärtigen Stellung nicht wegleugnen. Ihre Väter bluteten für die Freiheit und hinterließen sie ihnen. Sie genießen dieselbe, aber sie haben nicht länger dafür zu kämpfen. Sie knechten Andere im fernen Osten. Sie haben keine Sympathie mehr für die Kämpfe der Unterdrückten, wenigstens da nicht, wo die

Sympathie thätig zu wirken hat. Sie messen das Glück und das Unglück der Staaten nach dem Erfolge oder nach ihrem pecuniären Maßstabe. Sie finden die Usurpation, wenn sie erfolgreich ist, und die Empörung, wenn sie ihren Zweck erreicht, gleich sehr gerecht. Aber eine Nation, welche den Sinn für das nationale Recht oder Unrecht verloren hat, eine Nation, in der die edleren Gefühle und Bestrebungen, der Begierde ihren Reichthum zu vermehren, völlig untergeordnet sind, ein Geschlecht, das den Prinzipien nicht treu bleibt, sobald sie Opfer fordern, hat den Weg betreten, welcher zum Verfalle führt. Mögen die Engländer die endlichen Folgen der gewinnsüchtigen Nützlichkeits-Politik bedenken und das heilige Feuer tugendhafter Prinzipien vor der Selbstsucht und dem Alles verschlingenden Geld-Interesse schützen, welche dasselbe ersticken.

Die Eitelkeit bringt die Amerikaner in eine ähnliche Gefahr. Das Losungswort: „Unser Land, Unser Staat, Recht oder Unrecht", dieses giftige Wort, von den Franzosen geborgt, ist über den Ocean getragen und bedroht ihre Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Die Werkstatt ihrer Institutionen wurde auf den Felsen religiöser Grundsätze und der Selbstverläugnung gebaut. Die patriotische Hingebung ihrer revolutionairen Väter, die Uneigennützigkeit Washingtons hat sie zur Herrschergröße erhoben. Mögen sie sich in Acht nehmen, daß nicht der eigensinnige, stöckische Ehr-

geiz und mißverstandener Patriotismus, welche moralisches Recht und Unrecht in und außer dem Lande geringschätzen, die Fundamente des herrlichen Gebäudes ihrer Freiheiten untergraben. Mögen beide Nationen sich erinnern, daß die Käufer und Verkäufer und die Geldwechsler auf den Markt gehören und aus dem Tempel getrieben wurden.

II. Der Gast der Vereinigten Staaten.

Dem englischen Publikum wurde von den Correspondenten der „Times“ und der „Daily News“ gesagt, daß Kossuths Besuch den Vereinigten Staaten ein Bankerott sei. Beide erwarteten, er werde seine Popularität dazu benutzen, ein Stückchen Landes für sich und seine Landsleute zu erwerben, um in bequemer Ruhe, in sentimentaler Erinnerung an sein Vaterland zu leben und das Unglück Ungarns auszubeuten, um sich Geld und ein politisches Kapital zu schaffen. Sie wurden in ihren Hoffnungen getäuscht, als sie sahen, daß er einen anderen Weg einschlug, daß er die persönlichen Vortheile mißachtete und seine mächtige Beredsamkeit noch ferner der Sache der europäischen Freiheit widmete. Sie fürchteten die Consequenzen des Einflusses, welchen er über die Herzen der Amerikaner gewann und versuchten wenigstens in England seinen

Weltruf zu schmälern, wohl wissend, daß bei den practischen Briten der Ruhm Nichts so sehr zu vernichten vermag, als der Mangel an Erfolg.

Eine einfache Aufzählung der mit Kossuths Besuch verknüpften Thatsachen wird Gelegenheit geben, ein richtiges und unpartheiisches Urtheil zu fällen, selbst jetzt, wo das Endresultat noch nicht offen vor unseren Blicken liegt.

In der Session von 1850 auf 1851 faßte der Congreß auf den Antrag des Senators Foote einstimmig den Beschluß, eine Dampf-Fregatte nach Klein-Asien zu senden, um Kossuth nach den Vereinigten Staaten abzuholen, sobald der Sultan seine Abreise gestatten werde. Dieser practische Beweis der Theilnahme einer der größten Mächte an dem Geschick der ungarischen Flüchtlinge hatte einen bedeutenden Einfluß auf die Entscheidung des Divan. Abdul Medjid sah, daß sein Schritt gebilligt und unterstützt werden würde, wenn er den Impulsen seines Herzens folge und setzte Kossuth in Freiheit. Ehe der große Verbannte die Ufer der Vereinigten Staaten erreichte, empfahl der Präsident in einer Botschaft die Ankunft Kossuths der Aufmerksamkeit des Congresses und wies darauf hin, daß das amerikanische Volk unmöglich mit Indifferenz zusehen könne, wie die Grundsätze der Freiheit angegriffen und verhöhnt werden.

Kossuth wurde zu Newyork im Triumphe empfan-

gen und geehrt, zu Washington durch den Congreß in derselben Weise, wie einst Lafayette, begrüßt und officiell in den Senat und das Haus der Repräsentanten eingeführt. Es giebt kein Staatsmann in Amerika, welcher sich nicht geehrt gefühlt und sich nicht bemüht hätte, bei Kossuth vorgelassen zu werden. Der Staatsminister, der berühmte Webster, nahm einen ganz besonderen Antheil an dem Banquett des Congresses, welches zu Ehren des „Gastes der Nation" unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten der Republik gehalten wurde; der sterbende Henry Clay, in seinen Meinungen von der Politik Kossuths abweichend, wünschte ihn zu sehen und seine Theilnahme für die Sache auszudrücken, welche Kossuth vertrat. Die gesetzgebenden Versammlungen und Gouverneure von Indiana, Maryland, Pensylvanien, Ohio, Tennessee, Massachusets, Vermont, Rhode Island, Wisconsin, Michigan, Jowa, Maine und Newyork haben ihn beschlußförmig und öffentlich in die Hauptstädte der Staaten eingeladen und mit Ausnahme von Maryland und Tennessee in selbst redenden verständlichen Demonstrationen die Politik genehmigt, welche er in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten der Union empfahl.

In Illinois, Connecticut, Neu-Hamshire und fast in allen Staaten des Südens hielten die gesetzgebenden Versammlungen während dem Besuche Kossuths keine Sitzungen; nur drei derselben waren in Thätigkeit und

legten keine Theilnahme für die Sache Ungarns an den Tag. Diese drei waren die von Kentucky, Louisiana und Alabama; aber die Hauptstädte jener Staaten bewillkommneten ihn festlich und feierlich. Es giebt in der ganzen Union keine Stadt von Bedeutung mit Ausnahme von Savannah (Georgien), Charleston (Süd-Carolina), Wilmington (Nord-Carolina) und Richmond (Virginien), welche nicht Deputationen und Adressen gesendet hätte, um für seinen Besuch zu danken und seinen Lehren beizustimmen. Die protestantischen Geistlichen aller Bekenntnisse gaben seinen Worten die Weihe der Religion und begeistert sammelte sich die Bevölkerung um seine Person; die rührige Opposition der Jesuiten und der römisch-katholischen Hierarchie, die Anklagen der Garrison-Abolitionisten, die Lauheit des Südens konnten der großen Bewegung der Massen keinen Einhalt thun. Selbst der damalige Candidat der Präsidentschaft, und jetzige Präsident, Frank Pierce, brach das Schweigen, welches er über jeden anderen Gegenstand von politischem Interesse bewahrte und schrieb am 13. Juni den Bürgern von Philadelphia, welche ihn zur Feier des Jahrestages der Unabhängigkeits-Erklärung eingeladen hatten:

„Es ist gut, daß wir uns inmitten der Gratulationen erinnern, wie in den Tagen der Schwäche, der Kindheit unseres Volkes nicht nur Worte der Er-

mutbigung über den Ocean gesendet wurden, um uns zu begrüßen, sondern daß auch Fluthen desselben theilnehmende Herzen und Waffen zum Kampfe an unsere Ufer trugen."

Die conservativen „Old-Hunkers" und die whiggischen „Silver-Greys" fühlten sich beunruhigt. Sie sahen, welchen tiefen Eindruck Kossuth gemacht hatte, und Präsident Fillmore, als er empfand, wie die Macht seinen Händen entschlüpfte und seine Partheien und Freunde wankten, hielt es für nöthig, das Volk in einer letzten Ansprache vor seinen „großen Impulsen" und vor einer Aenderung in der auswärtigen Politik der Union zu warnen. Unabsichtlich zollte er dem Genius Kossuths den höchsten Tribut, indem er dem Einflusse des Freundes eine so hohe Bedeutung zugestand.

Ein anderer bedeutender Staatsmann von derselben Farbe spricht sich folgendermaßen über diesen denkwürdigen Besuch aus:

„Ein heimathloser Flüchtling von den Ufern der Donau schifft sich nach Amerika ein. Ungebeugt durch eine lange drückende Gefangenschaft kommt er, um unserer Regierung und unserem Volke für die Sympathie und die Unterstützung zu danken, welche zum Theil seine Befreiung zur Folge hatten. Shakespeare und ein Dictionair Johnsons, während der Gefangenschaft sorgfältig studirt, reichen für ihn hin, um sich eine

bessere Kenntniß der Sprache anzueignen, als der größere Theil Derjenigen besitzt, welchen sie Muttersprache ist. Dann tritt er in unserer Mitte auf, um uns in unserer eigenen Sprache sein bitteres Leid zu klagen und seine kühnen Entschlüsse zu verkündigen, welche so lange in seiner Brust verschlossen lagen. Er kommt um ein großes und mächtiges Volk zu bitten, sein niedergetretenes Vaterland aufzurichten und zu rächen. Er spricht, — und ehe eine Woche seit dem Tage verstrichen ist, an welchem das erste Wort über seine Lippen ging, — Sinn und Herz und Seele dieser großen Nation sind entfesselt, in Flammen gesetzt. Die häuslichen inneren Interessen sind vergessen, Handelsangelegenheiten, Verträge, Candidatschaftsfragen sind vertagt. Andere Dinge beschäftigen alle Geister. Andere Worte sind in Aller Munde. Eine neue Mission unseres Landes wird feierlich diskutirt. Der große Name, die größeren Grundsätze Washingtons werden angezweifelt und als vorübergehender Tagesglaube hingestellt und verhöhnt. Einen Augenblick scheint das Schiff des Staates dem Sturme preisgegeben, zitternd wie vor einem verhängnißvollen Sturze am Rande eines unergründlichen bodenlosen Strudels, während sich die Seelenangst der Patrioten in den Worten Luft macht, welche Horaz der römischen Republik zurief:

„O navis, referent in mare te novi
Fluctus. O, quid agis? fortiter occupa

Portum: nonne vide, ut
Nudum remigio latus
Et malus celeri saucius *Africo*
Antennaeque gemunt:
Tu, nisi ventis
Debes ludibrium, lave!"

Wir werden noch lange seiner gedenken und uns erinnern, wie er empfangen wurde mit dem Wohlwollen, der Achtung und selbst der Bewunderung, welche ein Mann von wahrem Genie, von erstaunlicher Beredsamkeit, von unbeugsamer Energie, hoffend wider alle Hoffnung und in einer verzweifelten Lage nicht verzweifelnd, kämpfend wider das Geschick und für eine heilige Sache, ewig einflößen wird. Aber die große Moral seines Besuches, die große Lehre, welche er uns unvergeßlich hinterlassen hat, ist die Lehre von der Macht eines einzelnen Menschen, eines ernsten, würdigen, heroischen Mannes, durch die simple Maschinerie der Zunge und der Feder, den nüchternen Geist einer ganzen Nation zu erschüttern, das Riesenherz eines ungeheuern Continents zu bewegen, selbst die öffentliche Meinung und die öffentlichen Angelegenheiten der Welt zu afficiren und umzugestalten *)."

Das ist die Stimme jener amerikanischen Staats-

---

*) Robert C. Winthrop in seiner Adresse an die Alumnen der Harvard-Universität.

männer, welche die Doctrinen Kossuths verwerfen und seinen Einfluß, den sie nicht leugnen können, bekämpfen. Und doch nennen die Correspondenten der leitenden Zeitungen in England Kossuths Besuch der Vereinigten Staaten einen Bankerott.

Anhang.

männer, welche die [illegible] Kossuths verwerfen und seinen Einfluß, den sie nicht ertragen können, bekämpfen. Aber doch nennen die Correspondenten der leitenden Zeitungen in England Kossuth's Besuch der Vereinigten Staaten einen Bankerott.

I. Die Normannen in Nord-Amerika.

Die Normannen waren ein Volk von Fürsten und Piraten. Sie verließen ihr Land entweder um eine Krone zu erringen und auf fremdem Boden eine Aristokratie zu gründen, oder um den schmachvollen Tod räuberischer Eindringlinge zu sterben. Rurik geht nach dem Osten, um ein Fürst Rußlands und der Gründer seiner Aristokratie zu werden; der geächtete Rolf Gange (Rolle) nimmt mit dem Schwerte die Normandie in Frankreich; Wilhelm der Bastard wird ein Eroberer; Robert Guiscard erhält ein Königreich in Neapel und Bohemund ein Herzogthum in Antiochien.

Naddod, der norwegische Pirat, hatte in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts Island entdeckt und die schneeige Insel wurde ein Asyl für die unterdrückte aus Norwegen verbannte Freiheit. Der König des letzteren Landes war der Erste unter seines Gleichen bis zu der Zeit, wo König Harald durch Boten, Gyda, der Tochter eines Feldherrn, dem Pflegekind eines Freien, seine Hand antrug. Wir lesen, daß Gyda den Boten erwiederte: „Sagt dem König Harald diese meine Worte. Ich will nur dann einwilligen, sein rechtmäßiges Weib zu werden, wenn er sich zuvor und um meinetwillen ganz Norwegen unterwirft, damit er so frei und so mächtig herrsche, als Erik über Schweden oder Gorm der Alte über Dänemark, denn mich dünkts, nur dann kann er der König eines Volkes genannt

werden." König Harald legte ein feierliches Gelübde ab, nie mehr sein Haar abzuschneiden oder zu kämmen, bis er ganz Norwegen unterworfen habe und wo nicht, zu sterben in dem Kampfe.

Nach Verlauf von zehn Jahren war er unumschränkter Beherrscher Norwegens und schickte Boten zu der stolzen Dirne und machte sie zu seinem rechtmäßigen Weibe. Dann stieg er in ein Bad und ließ sich das Haar schneiden und kämmen, welches seit zehn Jahren nicht geschnitten und nicht gekämmt worden war. Man hatte ihn das „häßliche Haupt" genannt und jetzt erhielt er den Namen Harfagar oder Schönhaar.

Mehrere der Feldherren und Freien, welche sich der despotischen Herrschaft des Königs nicht beugen wollten, flohen aus Norwegen. Ingolf ging nach Island und nahm als seine Hausgötter die vor seinem Hause aufgerichteten Säulen mit sich. Als er sich der Küste des Landes näherte, welches seine Heimath werden sollte, warf er sie über Bord, denn es war Sitte, die Wohnung da am Ufer aufzuschlagen, wo die Thürpfosten hängen bleiben würden. Aber sie trieben lange auf den Wellen umher und waren zuletzt nicht mehr zu sehen. Er landete an einem durch das Omen der Götter nicht geweihten Orte; als aber nach drei Jahren seine Diener die Thürpfosten in einer großen Entfernung wiederfanden, da zog er mit seinem ganzen Gefolge nach diesem Platze und schlug dort seine Wohnung auf, obgleich die Gegend unfreundlich und dürr war. Der Ort wurde Reykiavik genannt und blieb bis auf den heutigen Tag die Hauptstadt Islands. Die Insel war stets ein Asyl der Freiheit und der Gelehrsamkeit. „Neuengland vielleicht und Island sind die einzigen unter den neueren Colonieen, welche nach anderen Principien gegründet wurden, als denen des Gewinnes und aus einer anderen Ursache, als der der Noth. Wir finden dort bis auf diesen Tag den Funken

eines besseren Geistes, als in Bevölkerungen, welche aus den niederen Ständen emigrirt sind *)."

Hundert Jahre nach der Fahrt des Ingolf floh Erich der Rothe nach Island, als er des Mordes angeklagt worden war. Aber auch dort gerieth er mit seinen Nachbarn in Streit und ohne Zögern rächte er eine Beschimpfung an dem Leben seines Gegners. Zur Verbannung nach Thornästhing verurtheilt, rüstete er ein Schiff aus und war entschlossen, das Land im fernen Westen zu suchen, welches ein Seefahrer erblickt haben wollte, als ihn ein Sturm in den Ocean hinausgetrieben hatte. Er fand auch bald eine Küste, durchforschte sie und nannte sie Greenland (Grünland), in der Absicht, die Isländer zur Ansiedelung zu verlocken. Zu diesem Zwecke kehrte er (985) nach Island zurück, befand sich aber im folgenden Sommer schon wieder in dem neu entdeckten Lande, um seine bleibende Wohnung dort aufzuschlagen. Es begleiteten ihn viele Freunde und Abenteurer, unter denen Hariulf, der Vater des Biarni, einer der bedeutendsten war. Biarni, damals ein Knabe, kühn und abenteuerlich, war von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach fernen Ländern beseelt. Er hatte Glück auf seinen Fahrten und gewann Ehre und Vermögen. Den Winter verbrachte er abwechselnd zu Hause bei seinem Vater und außerhalb der Grenzen seiner Heimath. Von einer Reise nach Norwegen zurückkehrend landete er eben zu Island, als sein Vater die Insel verlassen hatte. Man erzählte ihm die Pläne des Hariulf und als er von den Matrosen um seinen Entschluß gefragt wurde, antwortete er: „Ich will wie bisher den Winter bei meinem Vater zubringen. Folgen wir ihm nach Grönland." Sie willigten ein und obgleich Biarni erklärte, die Fahrt scheine ihm thöricht, da kein Einziger von ihnen den Ocean in dieser Richtung durchkreuzt habe, so setzten sie doch ihr

*) Sam. Laing, „Seakings of Norway."

Schiff in Stand und stachen in See. Sie hatten kaum drei Tage lang gesegelt, als ein starker Nord-Ostwind von dicken Nebeln begleitet das Schiff in eine ihnen fremde Richtung brachte. Endlich sahen sie Land. Aber das konnte nicht Grünland sein; es war nicht bergig, flache, waldige Hügel nur breiteten sich weit aus. Sie ließen die Küste zur Linken liegen und segelten weiter. Nach zwei Tagen erblickten sie abermals einen flachen waldigen Landstrich. Ein Süd-Westwind trieb sie vorüber, bis endlich ein drittes Land aus den Wogen auftauchte, eine Insel mit hohen Gletschern. Da die Küste eben nicht sehr einladend war, so landete Biarni nicht, sondern setzte mit dem Süd-Westwind seine Fahrt fort, bis er endlich nach vier Tageu Hariulfsnest, seines Vaters Wohnung in Grönland, erreichte, wo er bis zu dessen Tode blieb.

Als Hariulf gestorben war, besuchte Biarni Norwegen. Er erzählte Vieles von seinen Entdeckungen und man tadelte sein Verfahren, man fand es unverständig, daß er die aufgefundenen Länder nicht durchforscht habe. Leif, der Sohn Erichs des Rothen, befand sich zu dieser Zeit in Norwegen, um sich taufen zu lassen. Er verabredete mit Biarni eine Zusammenkunft auf Island, handelte ihm sein Schiff ab, rüstete es aus und bemannte es (im Jahre 1000) mit 35 Matrosen. Erich sollte der Führer der Expedition sein und wurde zur Uebernahme des Befehles durch Leif bewogen, welcher nicht zweifelte, daß ihn das gute Glück seiner Familie begleiten werde. Als die Stunde der Abfahrt gekommen war, ritt Erik zum Ufer, wo das Schiff, seiner Wohnung nahe, lag; aber sein Pferd that einen Fehltritt und Erik, sich aufrichtend, sagte: „Das Geschick will nicht, daß ich noch ein anderes Land entdecke, als das, welches nun meine Heimath ist. Ich werde nicht mit Euch gehen.“ Er kehrte zurück zu seiner Wohnung und Leif bestieg darauf mit seinen Kameraden, unter denen sich auch ein Deutscher Namens Tyrker befand, das Fahrzeug.

Sie segelten ab. Das erste Land, welches sie erblickten, war das von Biarni zuletzt gefundene. Sie warfen Anker und fuhren in einem Boote nach der Küste. Es war ein frostiges Land, weit und breit erblickten sie keinen Grashalm und die eisigen Hügel und öden Felsen schauten düster auf die Ebenen herab. Leif aber sagte: „wir wollen es nicht machen, wie Biarni, der nie seinen Fuß ans Ufer setzte. Ich will diesem Lande einen Namen geben. Helluland sei es fortan genannt, das Land der breiten Steine" (jetzt die Insel Neufoundland).

Darauf gingen sie wieder in See und landeten an der Küste eines anderen flachen waldigen Landstriches, welchen sie durchstreiften. Es fand sich an vielen Orten weißer Sand vor und sie bemerkten ein allmähliges Aufsteigen des Landes von der Küste aus. Dann sagte Leif: „Das Land soll seinen Namen von dem Erzeugnisse haben, welches seinen Reichthum ausmacht. Es sei das Markland genannt, das Land der Wälder (Nova-Scotia). Sie schifften sich so schnell als möglich wieder ein und segelten zwei Tage mit einem Nord=Ostwinde, bis sie von Neuem Land erblickten, in dessen Nähe sie auf eine nordöstlich der Küste gegenüberliegende Insel stießen. Hier landeten sie und fanden den Aufenthalt ganz nach ihren Wünschen. Sie sahen das Gras bethaut und als sie zufällig ihre Hände mit den Thautropfen befeuchteten und sie an ihre Lippen brachten, kosteten sie eine nie zuvor bemerkte Süßigkeit. Als sie zu ihren Schiffen zurückkehrten, fuhren sie durch eine Bucht, welche zwischen der Insel und einem nach der Nordküste sich erstreckenden Vorgebirge lag. Die Ebbe trat ein und sie bemerkten Klippen und Untiefen weit und breit. Das Verlangen der Mannschaft ans Land zu steigen war so groß, daß sie, ohne die Fluth abzuwarten, das Ufer betraten an einer Stelle, wo ein Fluß mündete. Mit der Fluth fuhren sie den Fluß hinauf in einen See und verließen dann das Fahrzeug, um erst temporäre, dann dauernde Woh=

nungen zu bauen, da sie entschlossen waren, den Winter hindurch dort zu bleiben. In dem Flusse sowohl als in dem See fingen sie außergewöhnlich große Lachse und das Land rings war so fruchtbar und das Klima im Vergleich zu Island und Grönland so mild, daß sie glaubten, das Vieh finde hier im Winter Futter und das Gras welke niemals. Die Gleichheit der Tageszeit war von längerer Dauer, als in ihrem Lande und am kürzesten Tage ging die Sonne zu derselben Zeit auf und unter, als am 27. Oktober zu Skalholt in Island.

Als ihre Wohnungen vollendet waren, theilte Leif seine Leute in zwei Compagnien, welche abwechselnd das Land durchstreifen und die Häuser bewachen mußten.

Eines Abends war Tyrker, der Deutsche, welcher lange Zeit mit Leif und seinem Vater gelebt hatte, vermißt. Leif, welcher von ihm seit seiner Kindheit geliebt wurde, tadelte die Andern ernstlich, denn der Deutsche war in der Schmiedekunst bewandert und von Wichtigkeit für die Ansiedler; er brach selbst mit 12 Mann auf, um den Verlorenen zu suchen. Sie hatten kaum die Wohnungen hinter sich, als sie zu ihrer großen Freude den Deutschen herankommen sahen. Er hatte Trauben gefunden; da er in einem Lande geboren war, wo der Wein in Fülle wuchs, so hatte er das Kraut schon von ferne erkannt. Die Freude Leifs muß wirklich groß gewesen sein, denn er war in Norwegen zuvor ein guter Christ geworden und da sich das Christenthum über Island und Grönland sehr schnell verbreitete, so wurde der Abendmahlswein ein sehr wichtiger Artikel. Sie sammelten nun emsig Trauben, fällten Holz, um ihre Schiffe zu beladen und machten sich zur Heimfahrt bereit. Leif nannte das Land Vinland, das Land des Weines, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Theil von Neu-England, Connecticut, Rhode-Island und Massachusets *).

*) Die Entdeckung des Weinreichthums ist der beste Beweis, daß Vinland nicht nördlicher liegen konnte, als Massachusets; an-

Sie stachen nun wieder in See und kamen mit günstigem Winde in die Nähe Grönlands und seiner Eisberge, wo sie die Mannschaft des Thorer, eines Norwegers, welcher Schiffbruch gelitten hatte, retteten und dann endlich Brattahild, die Residenz Erichs erreichten. Diese Expedition trug zum Reichthum und zum Ruhme Leifs bei, welcher seit jener Zeit Leif der Glückliche genannt wurde.

Im nächsten Winter starb Erik der Rothe, dem Glauben seiner Väter treu bis ans Ende. Von heidnischem Stolze erfüllt sagte er, daß seines Sohnes Glück und Unglück einander die Wage hielten, denn wenn Leif das Vinland gefunden und ein Wrack aus dem Ocean gezogen, so habe er doch auch einen schädlichen Menschen nach Grönland gebracht, den Priester.

Leif folgte seinem Vater in der Regierung der Kolonie nach und konnte das Land nicht leicht verlassen, doch fühlte er die ganze Wichtigkeit der Entdeckung eines großen west-

---

dererseits schließen mehrere mit Amerika unbekannte Schriftsteller, aus dem Mangel der Weinkultur in Neu-England, daß diese isländische Ueberlieferung überhaupt mythisch sei. Es ist sonderbar, daß bei alle den früheren englischen Expeditionen nach Massachusets der Ueberfluß an Wein bemerkt worden ist. Philipp Amidas und Capitain Barlow schreiben 1585. „Sie fanden ihren ersten Landungsplatz sehr sandig und flach, aber voll von Trauben, so daß die Brandung der See sie überfluthete. Sie sahen davon überall, auf dem Sande und auf fetten grünem Boden, auf Hügeln und Ebenen, selbst bis zu den Spitzen der hohen Cedern rankend, daß sie dachten, in der ganzen Welt könnte so kein Ueberfluß mehr herrschen.“ Capitain Bar. Gosmoll schreibt 1602: „Die Insel hat einen See von einer Meile im Umfange; außer diesem Raume ist der Boden völlig bedeckt von Bäumen, welche gleich wie die Büsche, ganz mit Wein überwachsen sind, so daß wir kaum durch die Wälder dringen können. Dies veranlaßte uns, die Insel „Marthas Weinberg“ zu nennen.“ Der Bericht des Capitains Eduard Haslow (1614) erwähnt in der Beschreibung von Massachusets, die Kermesbeere, Johannisbeere, Maulbeere, Weintraube und Stachelbeere als einheimische Früchte.

lichen Festlandes. Das Bauholz war einer der nothwendigsten Artikel für die waldlose Region des hohen Nordens, welche die kühnen Seefahrer kolonisirten und die Weintraube wurde mit der Zeit Gegenstand des allgemeinen Verlangens. Im nächsten Frühling ließ deshalb Leif eine Expedition unter dem Commando seines Bruders Thorwald nach Vinland abgehen. Er erreichte Leifsbudir, — die Wohnungen, welche Leif errichten ließ — und blieb dort mit seiner Mannschaft. Sie nährten sich vom Fischfang, während sie das Land in allen Richtungen, im Inneren längs der Küste auskundschafteten. Sie begegneten zum erstenmale Eingebornen und tödteten sofort neun von ihnen. Die Andern flohen zu ihren Kähnen und kehrten bei Anbruch des nächsten Tages zurück, um hinreichend verstärkt die Normannen anzugreifen. Thorwald wurde im Kampfe von einem vergifteten Pfeile getroffen und starb. Seine Freunde begruben ihn an einem Lieblingsplatze, wo er seine Hütte aufzubauen gewünscht hatte. Sie stellten ein Kreuz zu seinen Füßen und ein anderes zu seinem Kopfe und nannten die Stelle Crossa-Ness, das Vorgebirge der Kreuze. Im folgenden Frühling kehrten sie nach Grönland zurück und meldeten dem Leif das traurige Ereigniß.

Als Thorstein, der dritte Sohn Eriks, die Geschichte von dem Tode seines Bruders hörte, wurde das Verlangeen in ihm rege, Vinland zu sehen, den Leichnam seines Bruders Thorwald zu holen und ihn in die heimathliche geweihte Erde zu legen. Er wählte 25 Mann für das ausgerüstete Schiff, welche sich durch ihre Körperstärke auszeichneten, und nahm sein Weib Gudrid mit, welche er erst kurz zuvor gefreit hatte. Nach der isländischen Erzählung von der Entdeckung Amerikas übertraf Gudrid alle anderen Weiber an Schönheit und Anmuth und wußte selbst, daß sie für ein ungewöhnliches Geschick bestimmt sei. Thorbiorn, ihr Vater, lebte nämlich in Island freigebig und üppig, ohne alle Rücksicht auf seine Zukunft. Er gefiel

sich in der Pracht und behandelte seine Freunde unter seinem Dache wie ein Fürst. Einst gab er im Frühling ein großes Fest. Die Gesellschaft war zahlreich und das Banquet glänzend. Da erhob er sich plötzlich und sagte zu seinen Gästen: „Ich habe hier lange gewohnt und alle Menschen sind gütig und freundlich gegen mich gewesen, all' unser geselliger Verkehr war ein glücklicher. Aber nun sehe ich mich vom Geldmangel bedroht und man hat mich fälschlich bis zu dieser Zeit für unermeßlich reich gehalten. Ich will lieber das Land verlassen, als die Stellung aufgeben, welche ich einnehme. Daher wünsche ich denn irgendwo anders mir eine Heimath zu suchen, ehe ich mein Ansehen aufs Spiel zu setzen brauche. Ich will mich auf die Versprechungen verlassen, welche Erik der Rothe, mein Freund, mir gab, als wir uns trennten. Ich habe mich entschlossen, im kommenden Sommer nach Grönland zu gehen." Ueber diesen plötzlichen Wechsel der Dinge erschracken Alle sehr, denn sie liebten Thorbiorn; sie wußten aber auch, daß er seinen Entschlüssen niemals untreu geworden.

Thorbiorn vertheilte Geschenke unter die Gäste; das Banquet wurde geschlossen und sie kehrten in ihre eigene Heimath zurück. Er verkaufte seine Länder, bauete ein Schiff und stach in See. Viele seiner Freunde begleiteten ihn. Aber die Fahrt war eine sehr unglückliche, sie hatten manchen Unfall zu dulden. Eine Krankheit verbreitete sich unter der Mannschaft und wohl die Hälfte senkte man ins Meer; die Ueberlebenden hatten aber noch viele andere Leiden und Mißgeschicke zu ertragen. Erst im Beginn des Winters erreichten sie Hariulfsneß in Grönland, wo Thorkel, ein Mann von großem Ansehen, seine ganze Gastfreundschaft ihnen gewährte, obschon zu jener Zeit in Grönland große Noth war, denn von Denen, welche nach Mundvorräthen ausgesendet worden, brachten Einige sehr wenig mit und Andere kehrten gar nicht wieder zurück.

Thorkel hätte gern gewußt, wann es mit dieser Noth

zu Ende sein werde; er lud daher eine Wahrsagerin in seine Wohnung, Thorbiong, die kleine Hexe genannt, die letzte von neun Schwestern, welche alle Wahrsagerinnnen gewesen waren.

Ein erhöhter Sitz wurde für sie aufgerichtet, und ein Kissen, welches mit Hahnenfedern gestopft war, darauf gelegt. Abends erschien die Hexe. Sie trug einen schönen blauen Mantel mit vielen Bändern geziert und rings um den Saum mit köstlichen glänzenden Steinen besetzt. Eine Schnur von Glasperlen glitzerte an ihrem Halse und auf dem Kopfe trug sie eine schwarze Haube von Ziegenfell mit weißem Katzenfell besetzt. In der Hand hielt die Hexe einen Stab mit Kupfer verziert und Edelsteinen, an der Spitze und an ihrem Gürtel von Rinde hing eine große lederne Tasche. Ihre hohen Schuhe, am obern Rande mit langhaarigem Thierfell gesäumt, waren von Kalbshaut und an den Enden der langen Laschen zitterten kleine Glöckchen. Ihre Handschuhe von Katzenfell waren innen behaart und schön weiß.

Sie wurde mit der größten Achtung empfangen. Bei dem Mittagsmahle erhielt sie ein Gericht, welches aus Ziegenmilch und den Herzen aller Thiere, die man nur erjagen konnte, zubereitet worden war. Sie bediente sich eines kupfernen Löffels und eines ehernen Messers, dessen Stiel aus einem gedrehten Zahn ohne Spitze bestand.

Gegen Abend des nächsten Tages waren alle die Vorbereitungen gemacht, welche sie zu ihren Weissagungen verlangt hatte. Sie forderte dann noch, man solle ihr einige Weiber stellen, welche im Stande wären, das Vardlokkur zu singen, mystische Verse, in welchen die Hülfe der Schutzgeister angerufen wurde. Aber es war kein Weib zu finden, welches jenen Gesang kannte, bis endlich Gudrid sagte: Ich bin weder eine Weise noch eine Prophetin, aber Halidis, meine Freundin, lehrte mir ein Lied in Island, welches sie Vardlokkur nannte. Doch, fügte sie hinzu, ich

darf an diesen Dingen keinen Antheil nehmen, denn ich bin ein Christenmädchen. Die Zauberin erwiederte darauf: „Du wirst Andern nützen und Dir selbst nicht schaden.“ — Und Thorkel bemühte sich, Gudrid zu überreden, bis sie endlich sich bereit erklärte, seinen Wunsch zu erfüllen. Dann schlossen alle Weiber einen Kreis rings um den Zauberstuhl, auf welchem die kleine Hexe thronte und Gudrid sang die geheimnißvollen Verse in so süßen Tönen und mit so lieblicher Anmuth, daß Alle dachten, sie hätten nie zuvor einen so harmonischen zauberischen Gesang gehört.

Die Wahrsagerin erklärte nun dem Thorkel, daß die Noth bald von ihnen weichen werde und daß sie im kommenden Frühling ein glückliches Jahr begrüßen könnten. Die Krankheiten, so auf dem Volke lasteten, würden bald kein Opfer mehr verlangen. Zu Gudrid aber gewendet fuhr sie fort: „Du hast mir Hülfe gewährt und ich will Dich belohnen, denn Deine Zukunft ist mir bekannt. In Grönland wirst Du einen Mann von höchst ehrenhaftem Stande ehelichen; aber Du wirst Dich seiner nicht lange erfreuen, denn Du verbringst Dein Leben in Island, — Mutter eines großen und edlen Geschlechtes! Deine Nachkommen gehen einem glorreichen Geschick entgegen, — es steht in meiner Macht, das zu bezeugen. Und nun, Tochter, Heil Dir! und gehab' Dich wohl.“

Die Zauberin wurde noch von vielen Anderen gedrängt und gebeten und ihre Antworten fehlten nicht das Ziel; aber Thorbiorn verließ ein Haus, wo solch ein Aberglaube gepflegt wurde. Das Wetter war milder geworden. Er kam nach Brattahlid. Erik empfing ihn freundlich. Er gab ihm Land und Thorbiorn baute ein geräumiges Haus. Bald darauf ehelichte seine Tochter Gudrid Thorstein, den jüngsten Sohn Eriks und begleitete ihn auf seiner frommen Fahrt nach Vinland, wo er die sterblichen Ueberreste Thorwalds holen wollte. Doch ein böses Geschick warf sie auf dem Meere umher. Den ganzen Sommer lang trieben sie

von Tiefe zu Tiefe und wußten nicht, wohin sie kommen würden. Endlich erblickten sie Land und bemerkten bald, daß es die Westküste Grönlands sei. Dort begegneten sie Thorstein, dem Heiden, genannt der Schwarze, und seinem Weibe Grimhild, einsamen Bewohnern des gastlichen Ufers. Thorstein, Eriks Sohn und Gudrid gingen in ihr Haus. Während des Winters (1005—6) hatte die Expedition wieder viel zu leiden; die Matrosen wurden von einer unheilbaren Krankheit befallen, welche viele von ihnen wegraffte; aber Thorstein wollte sie nicht in ungeweihtem Boden begraben sehen und ließ für die Leichen Särge machen, denn er beabsichtigte sie im nächsten Sommer nach Eriksford zu bringen. Eines Abends ging Grimhild mit Gudrid aus. Als die Frauen aus dem äußersten Thore treten wollten, stieß Grimhild einen lauten Schrei aus. Sie hatte den langen Zug der Todten vorüberfliegen sehen und unter ihnen sich selbst und Thorstein, Eriks Sohn, mit einer Peitsche in der Hand das Volk wild vor sich hintreibend. Als sie in das Haus zurückgebracht worden war, wurde sie krank und starb, ehe noch der Morgen kam. Am Ende desselben Tages starb Thorstein, Eriks Sohn und Gudrid sein Weib war sehr betrübt. Doch nach Mitternacht erhob er sich noch einmal vom Lager und sagte der Gudrid, daß Jene gesegnet seien, welche am christlichen Glauben festhielten, denn sie würden Heil und Gnade finden. Aber Viele blieben dem Glauben nicht treu und begrüben die Menschen in ungeweihte Erde und beobachteten nicht die christlichen Gebräuche beim Leichenbegängniß. Deshalb wünsche er mit den anderen Todten in einer geweihten Kirche begraben zu werden; seine Besitzthümer aber solle man zwischen der Kirche und den Armen theilen. Nachdem er das gesagt hatte, starb er.

Thorstein der Schwarze that Alles, was sein Gast gewünscht hatte, verkaufte im folgenden Frühling sein Land und sein Vieh, und führte Gudrid und Alles was sie besaß,

nach Brattahlid zu Leif. Gudrid ließ ihren Ehgemahl und die Anderen unter geeigneten Ceremonieen in der Kirche begraben und blieb darauf in der Familie Leifs.

Im Herbst kam Thorfinn, Karlsefne (der männlich Begabte) genannt, ein Isländer von königlichem Blute, in Begleitung des Biarni Grimolfschon und des Thorhall Gamlason, mit drei Handelsschiffen nach Eriksfiord in Grönland. Sie blieben den ganzen Winter hindurch bei Leif und nach Christmeß begann Thorfinn mit Leif wegen der Gudrid zu unterhandeln, denn Leif war die einzige Person, welcher das Recht zukam, Gudrids Verehelichung zu gestatten. Der Häuptling fand nichts dagegen einzuwenden und so wurde die Hochzeit zu Brattahlid noch in demselben Winter gefeiert und dann eine Fahrt nach Vinland im großen Maßstabe vorbereitet; die Reize des vergleichsweise südlichen Klimas hatten über die Einbildung der Eisländer eine unwiderstehliche Gewalt erlangt. Thorfinn, Biarni und Thorhall entschlossen sich mit ihren Schiffen das Land zu suchen und auch Freydisa, die natürliche Tochter Eriks und ihr Mann Thorward, gingen mit. Es waren im Ganzen 160 Gefährten. Sie nahmen an Vorräthen mit, was zu kriegen war, denn sie hatten die Absicht, das neue Land zu bebauen. Leif gestattete dem Thorfinn, von den Wohnungen, welche er einst in Vinland errichtet hatte, einen freien Gebrauch zu machen, doch trat er dieselben nicht ganz ab.

Sie segelten zuerst an die Westküste von Grönland und dann an die Nordküste des amerikanischen Kontinents, Helluland Mikla, das Land der großen flachen Steine und der Füchse. (Labrador.) Dann kamen sie nach Merkland, von Waldungen reich bedeckt, in welchen viele wilde Thiere lebten, (Neu-Schottland) und zuletzt erreichten sie das Weinland. An Bord befanden sich zwei Schotten, ein Mann Namens Haki und Hekia sein Weib; Leif hatte sie von König Olaf Trygwason in Norwegen erhalten und sie dem

Thorfinn mitgegeben, denn sie waren schneller zu Fuße, als wilde Thiere. Thorfinn setzte die Eheleute am Ufer aus und befahl ihnen, binnen drei Tagen das Land zu durchlaufen und dann zurückzukehren. Die Schiffe legten indessen an. Als sie wieder an Bord erschienen, der Mann mit einem Bündel Reben und die Frau mit einer Kornähre in der Hand, da zweifelte Thorfinn nicht länger, daß er Vinland nahe sei und setzte die Fahrt längs des Ufers fort bis sie an eine Bay kamen, welche weit in das Land hinein ragte. Sie nannten diesen Ort Stromfiord (wahrscheinlich Buzzard-Bay). An der Mündung derselben lag eine Insel, an deren Küsten starke Strömungen brandeten. Sie betraten das Eiland und fanden eine so große Menge von Eidergänsen dort, daß sie kaum einen Schritt thun konnten, ohne die Eier zu zertreten. Sie lenkten nun in die Bucht ein, stiegen ans Land und bereiteten sich vor, da zu bleiben, denn die Lage dieses Platzes war sehr günstig und für ihr Vieh gewährte das Land eine vorzügliche Weide. Im Herbste gebar Gudrid dem Thorfinn einen Sohn. Sie nannten ihn Snorri Thorfinnson, das erste Kind europäischen Blutes, welches in Amerika das Licht der Welt erblickte, der Vorfahre des berühmtesten Bildhauers unserer Zeit, Thorwaldsons. Der Gründer des Museums zu Kopenhagen ist in der That ein Nachkomme Thorfinns und Gudrids in direkter Linie.

In Stromfiord verlebten sie den Winter; aber es herrschte eine außergewöhnliche Kälte. Sie konnten weder jagen noch fischen und ihre Vorräthe schmolzen bedenklich zusammen. Sie flehten zu Gott, daß er ihnen Speise senden möge, aber ihr Flehen wurde nicht so bald erfüllt, als sie es wünschten. Sie sahen sich in ihren Träumen von dem herrlichen Weinlande getäuscht. Ihre Gefühle sind in den Versen schön ausgesprochen, welche Thorhall sang, als er sich gezwungen sah, das eisige Wasser zu tragen.

Einst zog ich aus von Eriksford
Zu suchen Vinland Dich! voll Pein.
Die Krieger gaben mir ihr Wort,
Wir tränken dort vom besten Wein!
Kein Tropfen brennt die Lippe roth,
Zur kalten Quelle geht mein Pfad, —
O Odin! großer Schlachtengott,
Ich hab' das Wassertragen satt!.

Thorhall, der Jäger genannt, war dem Christenthume seit seiner ersten Einführung in Island stets abgeneigt gewesen und als er sah, daß die Gebete seiner Genossen keinen Erfolg hatten, da bestieg er einen Felsen und murmelte einige heidnische Sprüche an seine Götter. Kurz darauf ward ein Walfisch an das Ufer geworfen. Sie bereiteten ihn zu und aßen sich wieder einmal satt. Und Thorhall sagte dabei: „Nun seht ihr, daß Thor eher Hülfe sendet, als euer Christus. Diese Speise ist die Belohnung für einen Lobgesang auf ihn, der mich selten verläßt.“ Als sie das hörten, wollte Keiner mehr davon essen; sie warfen die Ueberreste des Fleisches von dem Felsen herab und empfahlen sich dem Schutze Gottes. Darauf wurde das Wetter milder, sie konnten wieder fischen und jagen; eine große Menge von Eiern fanden sie auf der Insel, Fische fingen sie in der See mehr, als sie brauchten und an wilden Thieren war kein Mangel in den Wäldern.

Im Frühling trennten sich Thorhall und seine Gefährten von Thorfinn, um nördlicher das eigentliche Vinland zu suchen, aber ein heftiger Orkan trieb sie weit ins Meer hinaus. Sie wurden an die Küste von Irland verschlagen und dort zu Sklaven gemacht.

Thorfinn segelte südwestlich nach der **Mount-Hope Bay**. Wo das Land flach war, da fanden sie wildes Korn und an den Anhöhen wuchsen die ersehnten Reben. Jeder Fluß war voller Fische und die Waldung wieder reich an Wild. Einen ganzen Monat lang wohnten sie dort, sorglos und

ungestört, ehe sie auf Eingeborne stießen. Der Erste, welchen sie erblickten, war sehr erstaunt und zog sich eiligst von ihnen zurück. Thorfinn und seine Gefährten errichteten Wohnungen in einer kleinen Entfernung von dem See und als der Frühling kam, traten sie mit den Eingebornen in Verkehr, welche vor allen Dingen rothe Kleider für ihre verschiedenen Sorten von Thierfellen verlangten. Das war der erste Anfang des amerikanischen Pelzhandels. Sie legten auch ein großes Verlangen nach Schwertern und Speeren an den Tag; aber Thorfinn untersagte den Verkauf dieser Dinge. In gleicher Weise war es zur Zeit der Kolonisation Virginiens ein Verbrechen geworden, Flinten an die Indianer der Powhattan-Verbindung zu verhandeln.

Aber Thorfinns Kolonie hatte sehr bald mit alle den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche den Wohlstand der späteren Ansiedler so oft zerstörte. Die Indianer kamen eines Tages mit fürchterlichem Geheul heran und Thorfinns Genossen, durch diesen plötzlichen Angriff überrascht flohen an den Ufern des Flusses hinab. Vergeblich versuchte Freydisa, ein sehr beherztes Weib, welche im Zustande der Schwangerschaft nicht folgen konnte, die Geängstigten zurückzurufen. Sie wurde durch die Indianer verfolgt und als sie einen Mann todt am Boden liegen sah, ergriff sie das Schwert desselben, welches entblößt neben ihr lag, und schwang es wider die Wilden, die von panischem Schrecken ergriffen, zu ihren Kanoes zurückflohen.

Thorfinn und seine Begleiter priesen den Muth der Freydisa, verbanden ihre eignen Wunden und begruben ihre Todten; aber sie sahen ein, daß sie trotz der vortrefflichen Eigenschaften des Landes nicht länger verweilen konnten, wenn sie sich nicht den Gefahren neuer Angriffe der Wilden aussetzen wollten. Sie bereiteten sich zur Abreise vor, kehrten zuerst wieder nach Stromfiord zurück und nach einem zweiten Scharmützel mit den Eingeborenen fuhren sie nach

Markland und dann nach Grönland. Sie waren drei Jahre abwesend gewesen und brachten eine sehr schätzbare Ladung zurück; nur Biarni Grimolfsson wurde von ihnen getrennt, und in den weiten Ocean verschlagen. Er kehrte nie wieder zurück. Thorfinn ging später nach Norwegen, wo ihn alle Männer von Bedeutung hochschätzten; zuletzt ließ er sich auf Island nieder. Von ihm und seinem Weibe stammt ein zahlreiches und berühmtes Geschlecht ab und selbst in unserer Zeit noch haben mehrere der ersten Männer Dänemarks die Abkommenschaft von ihnen nachzuweisen gesucht. Nach Thorfinns Tode machte Gudrid eine Reise nach Rom und verbrachte dann den Rest ihres Lebens in der Einsamkeit eines Klosters auf Island.

Im Jahre 1011 landete zu Grönland ein norwegisches Schiff. Es gehörte den Brüdern Helge und Tinboge, welche dort überwintern wollten. Freydisa machte ihnen den Vorschlag, an einer neuen Fahrt nach Vinland Theil zu nehmen. Jeder Theil solle 30 Mann stellen und der Gewinn gleich getheilt werden. Sie gingen darauf ein und die Gesellschaft segelte ab. Sie erreichten auch die Hütten Leifs, wo der Winter zugebracht werden sollte; aber Freydisa, welche gegen den Vertrag fünf Mann zuviel mitgenommen hatte, gerieth mit den Brüdern in Streit. Sie wurden mit all' ihren Leuten erschlagen und Freydisa kehrte im nächsten Frühjahre nach Grönland zurück. Ihre Treulosigkeit erregte den Zorn Leifs, welcher ihren Kindern Amt und Ehre entzog.

Ich kann dieses interessante Kapitel von der ersten Entdeckung Amerikas nicht schließen, ohne einer isländischen Sage Erwähnung zu thun, welche nur noch der rhythmischen Form bedarf, um als eine der schönsten Balladen unsere klassischen Sammlungen zu zieren. Es ist die Sage von dem Barden Biorn Asbrandson Breivikingakappi, dem Kämpfer von Breidavick.

Thorbiorn der Dicke hatte die Schwester des Kriegers

geehelicht und nach ihrem Tode die schöne Thurid. Er wurde in einem Streite getödtet und Snorri Godi, der Bruder der Thurid, führte die Klage um den Tod des Thorbiorn und nöthigte auch seine Schwester in sein eignes Haus zu ziehen, denn es ging das Gerücht, daß Biorn Asbrandson ein Auge auf sie habe; den aber fand Snorri nicht reich genug, um seinen Bewerbungen Gehör zu schenken. Er gab sie dem Thorodd, einem reichen Kaufmann von Froda. Biorn Asbrandson besuchte sie oft in ihrem eigenen Hause zu Froda und Thorodd wurde durch Orn und Val, die Söhne des Thorer streng getadelt, daß er die Besuche Biorns gestatte und in dem Hause ruhig sitze, während der Barde zu Thurid spreche. Daher faßte Thorodd den Entschluß mit zweien seiner Freunde und zwei von seinen Leuten den Biorn zu tödten, welcher, von Thurid gewarnt, ihr ein rührendes Lebewohl sagte, und das Haus verließ. Als er auf dem Heimwege den Berg Digramul eben ersteigen wollte, überfielen ihn fünf Männer aus einem Hinterhalte; die Söhne Thorers setzten ihm hart zu und verwundeten ihn; aber er schlug sie beide, während Thorodd und seine Männer flohen. Snorri Godi erhob Klage gegen Biorn vor den Richtern zu Thornästing wegen der Ermordung der Söhne Thorers. Biorn mußte drei Jahre lang in die Verbannung wandern und sein Vater Asbrand die gesetzliche Geldbuße erlegen.

Biorn ging nun nach Jomsburg, in Pommern und wurde in den Orden der Ritter von Jomsburg aufgenommen, einen durch Toko, ihrem Führer, gegründeten Bund von abenteuerlichen Piraten, Heiden und Feinden des Christenthums, denen die Könige des Nordens bald schmeichelnd, bald als Feinde entgegentraten, so wie es ihr Vortheil erheischte. Biorn kämpfte in mancher blutigen Schlacht und wurde seiner außergewöhnlichen Tapferkeit wegen sehr verehrt. Als Toko starb, kehrte Biorn nach Island zurück, wo man ihn seitdem den Kämpfer von Breidavick nannte.

Er lebte in Glanz und Verschwendung, wie die Höflinge und Edelleute und wurde geachtet, weil er thätig und gewandt war und in der Leibesübung und den Kriegskünsten sehr bewandert.

Nicht lange nach Biorns Rückkehr wurde an der Bay von Froda ein großer Jahrmarkt gehalten und alle Kaufleute zogen dorthin in bunten Gewändern. Auch Thurid von Froda befand sich dort und Biorn redete sie an und kein Mensch tadelte ihn, daß er lange mit ihr sprach, denn sie hatten sich ja seit drei Jahren nicht gesehen. Nur dem Thorodd gefiel das nicht und für vieles Geld gewann er eine Hexe, welche versprach, einen Schneesturm zu senden, wenn er es je wagen sollte, wieder über die Berge zu kommen, um Thurid zu besuchen.

Als es Winter ward, ging Biorn nach Froda; aber bei seiner Rückkehr spät Abends erhob sich ein heftiges Unwetter, so daß er kaum das Leben zu retten vermochte. Die Kleider waren ihm an den Leib gefroren und er wanderte durch den Schnee, ohne zu wissen wohin. Endlich erreichte er eine Höhle und blieb dort drei Tage bis der Sturm sich legte. Thorodd, dem es nun wieder nicht gelungen war, den Barden zu vernichten, lud Snorri Godi, seinen Schwager, im Sommer zu sich ein und erzählte ihm, wie sehr Biorn ihn gekränkt und verletzt habe und daß es nun an Snorri sei, dem Uebel zu steuern.

Snorri Godi verbreitete die falsche Nachricht, daß er zur See gegangen wäre, und ritt mit seinen Leuten in das Land, um Biorn anzugreifen. Er bezeichnete Marr, seinen Knecht, als denjenigen, welcher ihm den ersten Schlag versetzen sollte. Aber Biorn, der sich eben auf dem Felde befand und mit einem langen Messer in der Hand, beschäftigt war, eine Schlinge anzufertigen, sah Snorri und seine Leute von den Bergen herabkommen und beobachtete sie. Er schritt sofort auf sie zu und als er mit ihnen zusammenstieß, faßte er gewandt den Aermel Snorris mit der einen Hand

und streckte die andere, in der er das Messer hielt, aus, bereit, es dem Snorri ins Herz zu stoßen, wenn die eigne Sicherheit eine solche That erfordern würde. Marr aber ließ die Arme sinken, denn er sah, daß ein Angriff auf Biorn dem Snorri das Leben kosten müsse. Dann sagte Biorn: „Freund Snorri! mein Gebahren scheint Dir bedrohlich, aber ich habe Ursache zu glauben, daß Du als Feind kommst. Hast Du ein Geschäft mit mir abzumachen, thue es in Ehren, wo nicht, so halte Frieden!“

„„Unser Zusammentreffen ist so ausgefallen““, erwiederte Snorri, „„daß wir diesmal wohl friedlicher scheiden werden, als je zuvor. Ich hätte indessen gern das Versprechen von Dir, daß Du Thurid in Zukunft nicht wieder besuchen wollest, denn wenn Du fortfährst das zu thun, dann können wir niemals aufrichtige Freunde sein.““ Biorn antwortete darauf: „Es sei! doch weiß ich nicht, wie ich mein Versprechen halten soll, so lange ich mit Thurid in einem Lande lebe.“

„„Es gibt Nichts, was Dich abhalten könnte, in ein anderes Land zu gehen““, wendete Snorri ein und Biorn entgegnete ihm „Gut denn, das ist wahr und mag so sein. Schließen wir unsere Begegniß mit dem Versprechen, daß ich weder Dir noch Thorodd ferner Ursache geben will, über meine Besuche bei Thurid zu klagen.“

Sie trennten sich. Am nächsten Tage ging Biorn nach Krossahaven und suchte sich ein Schiff aus, mit welchem er in demselben Sommer noch abfuhr. Sie lichteten die Anker bei einem schönen Nord=Ostwinde, welcher den ganzen Sommer lang anhielt und seitdem hörte man nichts mehr von dem Schiffe.

Dreißig Jahre waren vergangen, da begegnete es einem Kaufmanne von Stromfiord in Island, Gudleif, daß er auf seiner Rückreise von Dublin durch starke Nordost= und Ost=Winde weit in den Ocean getrieben wurde, so daß ringsum keine Küste mehr zu erblicken war. Gudleif und

seine Gefährten schickten gar viele Gebote zum Himmel, daß Gott sie den Gefahren entreißen möge, bis sie endlich Land sahen. Eine Küste dehnte sich weit aus und sie sannen vergeblich nach, welches Land es wohl sein könne.

Da sie nicht Lust hatten, länger den Gefahren des Oceans sich preiszugeben, so warfen sie Anker; aber kaum hatten sie das Ufer betreten, als sie von den Eingebornen ergriffen, gefesselt und vor eine Versammlung geführt wurden, welche in Berathung trat, was mit ihnen geschehen solle. Einige waren der Meinung, daß man sie erschlagen müsse und Andere sprachen sich dafür aus, die Mannschaft unter die verschiedenen Dörfer als Sklaven zu vertheilen. Während nun so hin und hergestritten wurde, kam ein großer Haufe von Männern, welche einer Fahne folgten, näher und näher. Unter der Fahne bemerkten die Isländer einen schlanken Mann von militärischem Aeußeren, betagt, mit grauem Haar; alle Eingebornen behandelten ihn mit der größten Achtung. Er redete Gudleif in der Sprache seiner Heimath an und als er erkannte, daß er ein Isländer sei, fragte der Häuptling, ob Snorri Godi noch lebe und seine Schwester Thurid und forschte mit besonderem Interesse nach allen Einzelheiten, welche dieselben betrafen.

Da die Eingebornen befürchteten, daß das Geschick der Gefangenen eine günstige Wendung nehmen werde und ungeduldig wurden, so nahm der Alte zwölf derselben mit sich und besprach sich mit ihnen eine lange Zeit. Endlich kehrte er zurück und sagte: „die Eingeborenen haben mir die Entscheidung der Sache überlassen und ich will Euch nun gestatten, frei zu gehen. Obschon der Sommer weit vorgerückt ist, so rathe ich Euch doch, auf der Stelle abzufahren, denn dieses Volk ist treulos und es ist nicht leicht mit ihm fertig werden. Sie glauben sich ihres guten Rechtes beraubt.“

Gudleif fragte den Alten: „Wem verdanken wir diese große Gunst, damit wir seinen Namen verkünden, wenn wir

unser Vaterland je wieder erreichen? „Ich werde Euch das nicht sagen," entgegnete er, „denn ich will nicht, daß irgend Jemand von meinen Verwandten und Freunden hierher komme und dem Schicksal entgegen gehe, vor welchem ich Euch jetzt geschützt habe. Das Alter drückt mich und der nächste Tag kann mein letzter sein. Und dann gibt es auch in diesem Lande mächtigere Männer als ich, die nicht bereit sind, einem Fremden Sicherheit und Frieden zu gewähren."

Ehe sie schieden, zog er einen goldnen Ring von seinem Finger und reichte ihn dem Gudleif mit den Worten: „Wenn Dir das Glück gestattet, Island wieder zu sehen, so gieb diesen Ring der Thurid von Froda." „„Und wen darf ich als den Sender dieser kostbaren Gabe nennen?"" fragte Gudleif. „Sage, daß der ihn sende, welcher die Dame von Froda einst mehr liebte, als ihr Bruder Godi von Helgafal." Er gab ihm sodann auch ein Schwert für Thurids Sohn. Als Gudleif und seine Gefährten Island wieder erreichten und den Ring und das Schwert ablieferten, da dachte man allgemein, daß der Mann, den sie gesehen hatten, Niemand anders als der Scald Biorn Breidvikingakappi sein könne und das Land, wo er lebte, Huitramannaland, das Gebiet südlich von Vinland. *)

II. Kanzler Harpers Rechtfertigung der Sklaverei.

Die Süder pflegen zu klagen, daß nicht nur der Charakter ihrer „**peculiar institution**" im Auslande falsch be-

*) Die Thatsachen, welche in diesem Appendix wieder erzählt werden, habe ich hauptsächlich aus: „Entdeckung Amerikas durch die Normannen im zehnten Jahrhundert, von Josua Toulmin Smith" geschöpft, welcher die von der „Northern Antiquarian-Society" in Kopenhagen veröffentlichen Urkunden übersetzte und mit einem sehr gelehrten und anziehenden Kommentar in dialogischer Form herausgab.

urtheilt werde, sondern daß auch ihre Ansichten über diesen Gegenstand in den freien Staaten und in Europa gänzlich unbekannt seien. Ich kann daher nicht umhin, einen Auszug aus Kanzler Harper's „Memoirs on Slavery“ zu geben, den ich nur in so weit kürze, als dessen Umfang die Grenzen des Raumes überschritt, welchen ich demselben in einer Publikation über Amerika und nicht ausschließlich über den Süden, gestatten konnte. Unter den zahlreichen Vertheidigungen der Sklaverei, die ich in der Union fand, scheint mir diese die beste zu sein.

„Die Institution der Sklaverei verbreitet sich über den bei weitem größeren Theil der bewohnten Erde. Man kann wohl sagen, daß sie bis vor wenigen Jahrhunderten, über die ganze Erde hin bestanden habe, wenigstens in denjenigen Theilen derselben, wo die Civilisation einige Fortschritte gemacht hatte. Wir können daraus schließen, daß sie tief in der Natur des Menschen und den Anforderungen der menschlichen Gesellschaft begründet sei. In den wenigen Ländern jedoch, wo sie aufgehoben worden, wo man vielleicht mit Recht behauptet, am Weitesten in der Civilisation und der Intelligenz vorgeschritten zu sein, am wenigsten aber Gelegenheit hatte, den wahren Charakter der Sklaverei in ihren Wirkungen zu beurtheilen, da wird dieselbe als eines der unerträglichsten socialen und politischen Uebel verschrieen. Ihr Bestehen, sowie jede Stunde ihrer Fortdauer, wird als das Verbrechen der Staaten, welche sie noch aufrecht erhalten, hingestellt. Selbst von Denjenigen, in den bereits angedeuteten Ländern, welche sie mit der größten Nachsicht, oder mit dem geringsten Abscheu betrachten, und welche die gegenwärtige Generation, die dieselbe schon vorfand, und nur noch nicht die Mittel, sie zu vernichten, ersinnen konnte, keines Verbrechens beschuldigen, wird sie als ein Mißgeschick, als ein Fluch, und stets als das Gefühl verletzend und gefahrbringend für die Gesellschaft dargestellt, welche sie zu erhalten strebt. Das ist nicht länger

eine Streitfrage oder ein Gegenstand der Untersuchung. Die angeführten Meinungen werden als begründet und feststehend angenommen, und die Wahrheit derselben als an und für sich einleuchtend. Wenn sich irgend wo eine mildernde oder vertheidigende Stimme erhebt, so ist das etwas Unerhörtes. Das Urtheil ist gefällt. Wir können vor dem Tribunal der civilisirten Welt kein Gehör finden.

Präsident Dew hat dargelegt, daß das Institut der Sklaverei eine Hauptursache der Civilisation sei; vielleicht ist nichts wahrer, als daß dieselbe die einzige Ursache davon ist. Wenn irgend Etwas als unbestritten angenommen werden kann, so ist es der Satz, daß der unerzogene Mensch nichts arbeiten mag, sobald nicht die Erhaltung seiner Existenz ihn absolut zwingt. Die Arbeit ist unerträglich für diejenigen, welche nicht daran gewöhnt sind, und die Natur des Menschen sträubt sich wider Beschwerden und Mühen. Trotz all' der Erziehung, den Hülfsmitteln und den Motiven der Civilisation, finden wir, daß diese Abneigung selbst von vielen Individuen der gebildeten Gesellschaft nicht überwunden werden kann. Der Zwang der Sklaverei allein ist im Stande, solch' einen Menschen an die Arbeit zu gewöhnen. Ohne dieselbe kann keine Vermehrung des Eigenthums, keine Sorge für die Zukunft, kein Sinn für das Schöne und Gute, die charakteristischen Zeichen und die wesentlichen Bedingungen der Civilisation, Verbreitung gewinnen. Der Mensch erst, welcher über eines Anderen Arbeit gebietet, fängt an zu sammeln und für die Zukunft zu sorgen, und der Grund zur Civilisation ist gelegt. Werden diejenigen, welche die Sklaverei als unmoralisch oder als ein Verbrechen an und für sich betrachten, sagen, daß der Mensch nicht für die Civilisation, sondern bestimmt sei, als ein zweibeiniges Thier auf der Erde zu kriechen, daß der Mensch nicht seine Augen zum Himmel erheben sollte, nicht in seinen höheren Fähigkeiten nach dem Bilde Gottes geschaffen sei?

Es scheint Etwas in diesem Gegenstande zu liegen, welches die Begriffe verwirrt, und den Verstand und die moralischen Gefühle der Menschen irre macht. Sage ihnen, daß nothwendigerweise, in jeder civilisirten Gesellschaft eine unendliche Gliederung von Ständen und Arbeitsklassen bestehen müsse, von dem höchsten und intellektuellsten, bis zum niedersten und mühesamsten; daß die Neger-Raçe bei ihrem Temperament und ihren Anlagen, für die Stellung, welche sie einnimmt, besonders passend sei, und nicht weniger glücklich, als irgend eine andere entsprechende Klasse in der Welt, beweise unbestreitbar, daß kein Emancipationsplan verwirklicht werden könne, ohne den folgenschwersten Nachtheil und das größte Unglück für den Herrn sowohl als den Sklaven, ohne einen großen und fruchtbaren Theil der Oberfläche der Erde dem Bereiche der Civilisation zu entziehen, und Du hast nichts gesagt und nichts bewiesen. Man antwortet Dir, daß, welche Folgen auch entstehen möchten, Recht doch Recht bleiben müsse, daß ein Mensch aber ein Recht an sich selbst habe, und ein Mensch den andern nicht als Eigenthum betrachten könne, daß die Neger-Raçe, wenn sie freilich auch an Geist und Charakter eine den europäischen untergeordnete sei, doch nicht weniger Ansprüche auf das Recht der Menschlichkeit habe; daß, wenn sich die Neger glücklich in ihren Verhältnissen fühlten, darin nur ein weiterer Beweis ihrer Erniedrigung zu finden sei, welcher sie in noch höherem Grade zum Gegenstande unseres Mitleidens mache. Man wiederholt, als den Hauptgrundsatz unserer Staatspolitik, daß alle Menschen gleich und frei geboren seien, und führt aus unserer „Erklärung der Unabhängigkeit" an: die Menschen sind von ihrem Schöpfer mit unveräußerlichen Rechten begabt, als: Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit.

„Alle Menschen sind frei und gleich geboren." Kommen wir nicht unzweifelhaft der Wahrheit näher, wenn wir sagen, daß kein Mensch frei geboren, nicht zwei Menschen

gleich geboren seien? Der Mensch ist in einem Stande hülfslosester Abhängigkeit von seinen Mitmenschen geboren. Der Eine ist der unumschränktesten Kontrole Anderer unterworfen, ohne manche der bürgerlichen, ohne alle politische Vorrechte seiner Gesellschaft, bis zu der Zeit, wo man annimmt, daß seine Fähigkeiten zur Reife gelangt seien. Dann entwickelt sich die Ungleichheit weiter, und gliedert sich unendlich in jeder Gesellschaft und unter jeder beliebigen Staatsform. Reichthum und Armuth, Ruhm und Vergessensein, Kraft und Schwäche, Gelehrsamkeit und Unwissenheit, bequeme Ruhe und Arbeit, Macht und Ohnmacht, bilden eine endlose Kette von Verschiedenheiten in dem Menschen-Dasein. Der Mensch ist geboren, um andern zu dienen, nicht nur in seiner Kindheit ist er abhängig und steht unter der Leitung Anderer; in jedem Alter bleibt die Herrschaft des Starken und Klugen über den Schwachen und Unwissenden die Grundlage seiner Natur. So war es seit den Tagen des Nimrod. Die Existenz der Sklaverei unter verschiedener Gestalt zu allen Zeiten und in allen Ländern ist Beweis genug dafür. Der Mensch ist geboren für die Unterwerfung, wie er geboren ist in Sünde und Unwissenheit. Um nur einige unbedeutende Fortschritte in der Erkenntniß der Dinge zu machen, sind die rastlosen Bestrebungen von Generationen, die sorgfältigste Erziehung und die unermüdlichsten Anstrengungen des Individuums nothwendig. Um Fortschritte in der Moralität und Tugend zu machen, sind in nicht geringerem Maaße Zeit und Anstrengung unter einem höheren Beistande erforderlich und nur durch reifliche Uebung seiner Kenntnisse und seiner Tugend kann derselbe in den Besitz wahrer bürgerlichen Freiheiten gelangen. Vor allem Andern ist die Existenz bürgerlicher Freiheiten das Ergebniß künstlicher Institutionen. Der natürliche Mensch herrscht entweder oder er dient. Jenes ist allerdings ein edles Resultat, aber auch da hat der

Schöpfer eine Grenze gezogen, die wir nicht überschreiten können. Wer am Weitesten in der Kenntniß vorgeschritten ist, dem wird es am empfindlichsten deutlich, wie unwissend er sei und die Ueberzeugung, wie Vieles noch der Menschheit in ihrer gegenwärtigen Bildungsstufe fehle, macht ihn betrübt und verzagt. So habe ich es aussprechen hören, daß je mehr ihn der Cirkel des Lichtes ausdehnt, um so weiter der Horizont der Dunkelheit werde. Der Sittenreine hat ein schärferes Auge für die Verderbtheiten der Welt und erkennt die Fehler seines Herzens und die Unvollkommenheit seiner besten Grundsätze deutlicher; er weiß, daß die Menschen klagen und empfinden, so lange sie Menschen bleiben. So wird auch der aufgeklärteste Freund der Freiheit bei den größten Fortschritten in der Erhebung des Individuums, noch erkennen, daß viel Ungleichheit und viel Ungerechtigkeit, viel Sklaverei übrig bleiben muß, und daß die menschliche Weisheit und Tugend nicht darüber hinaus kann. Unsere ganze Existenz ist ein ewiger Kampf mit den Uebeln, wir vergleichen sie, wählen zwischen denselben, und so weit wir können, vermindern wir sie. Wenn man sagt, an jeder Institution klebt etwas Schlechtes, so sagt man nur, klebt etwas Menschliches.

Und können wir bezweifeln, daß diese lange Ordnung und dieser mühesame Prozeß, wodurch die Menschen gezwungen werden, an der Entwickelung und Erhebung ihrer individuellen Natur und ihrer gesellschaftlichen Stellung zu arbeiten, zu einem großen Zwecke und einem wohlthätigen Ende angeordnet worden? Unser Geist kann nicht das Räthsel der Natur lösen, nicht in das Geheimniß dringen, warum Alles so ist, aber die Wahrheit ist unzweifelhaft, daß die Welt nicht zum Tempel der vollkommensten Kenntniß, der höchsten Güte, Glückseligkeit und Freiheit bestimmt worden.

„Der Mensch ist von seinem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt, als da sind: Leben, Freiheit und das Streben nach

dem Glücke." Was ist mit diesem unveräußerlichen Rechte der Freiheit gemeint? Hat wohl irgend Jemand, der diese Worte im Munde führt, diese Frage an sich selbst gerichtet? Soll damit gesagt sein, daß der Mensch nicht das Recht habe, seine eigene Freiheit zu veräußern, sich selbst und seine Nachkommenschaft zu verkaufen, zu Sklaven zu machen? Das wäre wohl die klarste Auslegung. Wenn das Wort Recht gebraucht wird, so hat es Bezug auf ein Gesetz, welches dasselbe bestätigt und durch dessen Uebertretung dasselbe verletzt wird; es hat Bezug entweder auf das allgemeine Gesetz der Moralität oder auf das Gesetz des Landes, auf Gottes oder der Menschen Gesetz. Wenn das Gesetz des Landes jenen Verkauf gestattet, so wäre es natürlich lächerlich, zu sagen, daß dadurch das Gesetz dieses Landes verletzt worden. Wenn also der obige Satz in dieser Beziehung irgend eine Bedeutung haben soll, so ist es die: obschon das Gesetz des Landes es erlaubt, so wäre doch der Mensch, welcher seine Freiheit veräußert, des Begehens einer unmoralischen That schuldig, — eine passende Frage für Gelehrte und die Konsequenzen einer Entscheidung wären so wichtig, als irgend eine andere aus ihrem Munde. Doch wer wird behaupten, daß ein Mensch durch die Noth getrieben und den Tod vor Augen eines Verbrechens schuldig sei, wenn er jenen Akt begeht? Selbsterhaltung, das ist sehr wahr gesagt, ist das erste Gesetz der Natur. Große und eigenthümliche Charaktere können wohl durch eine sorgfältige Bildung dahin gebracht werden, daß sie den Tod, der Sklaverei vorziehen; aber thöricht wäre es, dies als eine Pflicht der großen Masse zu betrachten.

Wenn irgend eine vernünftige Bedeutung jenem Satze untergeschoben werden kann, so ist es die, daß die Gesellschaft oder die Individuen, welche die Regierung in Händen haben, einer Verletzung des Gesetzes Gottes oder der Moralität schuldig sind, wenn sie durch ein Gesetz oder einen öffentlichen Akt Menschen das Leben und die Freiheit rauben,

wegen Vergehungen gegen die Gesellschaft. Sie in dem Streben nach dem Glück beschränken! Alle Gesetze der Gesellschaft sind nur dazu da, die Menschen in dem Streben nach dem Glück zu hemmen, nach ihren eigenen Ideen von Glück oder Vortheil, welche die Phrase meinen muß, wenn sie überhaupt irgend etwas meint. Und mit welchem Rechte straft die Gesellschaft mit dem Verluste des Lebens und der Freiheit? Nicht etwa um der moralischen Verwerflichkeit des Verbrechens willen, nicht etwa, um durch gottlose und stolze Anmaßung des Vorrechtes des Allmächtigen, Gerechtigkeit zu üben, nach Maßgabe der moralischen Höhe des Verbrechens, — nein, zu ihrem eignen Schutze — das Recht, welches sie übt, ist das der Selbstvertheidigung. Wenn das schwärzeste moralische Vergehen begangen würde, welches weder durch sein Beispiel noch durch seine Folgen einen Nachtheil für die Gesellschaft hat, dann würde die Regierung nichts damit zu schaffen haben. Wenn eine in moralischer Beziehung harmlose That, die Sicherheit der Gesellschaft gefährdet, dann hat sie das Recht zu strafen. Wenn der Besitz einer schwarzen Haut anders die Gesellschaft in Gefahr bringen könnte, dann hätte die Gesellschaft das Recht sich zu schützen, indem sie dem Besitzer derselben die bürgerlichen Privilegien entzieht und diese Beschränkung auf die Nachkommenschaft ausdehnt, insofern ihre Aufhebung dieselbe Gefahr mit sich führen würde. Die Gesellschaft verhängt diese Strafen für die Sicherheit und das Leben ihrer Glieder, ihres Eigenthums, den wesentlichsten Punkt der Civilisation, für den Schutz ihrer politischen Institutionen, deren gewaltsamer Sturz im Versuche schon als das größte Verbrechen betrachtet wird, und wer will das Recht der Gesellschaft in Frage stellen? „Der Mensch kann am Menschen kein Eigenthum haben,“ das heißt so viel, als „wer einen fetten Ochsen schlachtet, der sollte selbst fett sein.“ Gewiß kann er es, wenn es die Gesetze der Gesellschaft gestatten

und wenn genügende Gründe vorliegen, thut weder er, noch die Gesellschaft Unrecht.

Und sollen wir durch dieses schön klingende, aber nichtssagende Geschwätz — wie wir es nennen müssen, wenn sich auch unsere höheren Gefühle sträuben — sollen wir durch dieses Prahlen von natürlicher Gleichheit und unveräußerlichem Rechte unser Leben aufs Spiel gesetzt, unser Eigenthum zerstört, unsere politischen Institutionen gefährdet und vernichtet sehen? Wenn ein Volk an seinen Grenzen von einem Barbaren-Stamme bedroht wäre, mit dem kein Bündniß zu schließen, gegen den keine Maßregel der Sicherheit erdenklich, der nur vernichtet oder unterworfen werden könnte, wäre das Volk nicht im Recht, wenn es sich zu Letzterem entschlösse und die Barbaren zu Sklaven machte, oder sie doch in den Fesseln der Sklaverei hielt, so lange ihre Befreiung gefahrbringend erscheinen würde? Wenn ein civilisirter Mensch und ein Wilder auf einer einsamen Insel zusammenträfen und der erstere würde vermöge der Macht seiner Bildung den letzteren sich unterzwingen, wäre er nicht im Rechte? Es wäre einfach das Recht Selbstvertheidigung, welches er übt. Ich will nicht den Schluß ziehen, in wieweit dieses Exempel zur Rechtfertigung unserer Neger-Sklaverei dient. Ich spreche zu Denjenigen, welche für die Unveräußerlichkeit gewisser Rechte streiten und behaupten, daß die Sklaverei stets und unter allen Umständen gleichbedeutend mit Ungerechtigkeit und Verbrechen sei.

Mit welchem Rechte beherrscht der Mensch die Thiere des Feldes, unterwirft sie der sauersten Arbeit oder beraubt sie des Lebens, um sich die Mittel zum Genuß zu verschaffen? Sie sind nicht vernunftbegabt, aber Geschöpfe Gottes, fähig zu fühlen, zu leiden, sich zu freuen und nach Verhältniß ihrer Fähigkeiten vollkommen zum Genusse berechtigt. Mahnt nicht die Stimme der Natur einen Jeden, daß er sich eines Verbrechens schuldig mache, wenn er ohne Noth oder Zweck ihnen ein Leid zufügt? Wenn ihr Dasein

nur auf das gegenwärtige Leben beschränkt ist, so müßte das ein Grund mehr sein, ihnen diesen kurzen beschränkten Genuß nicht zu schmälern. Das höhere Gut ist den Menschen nicht allein gegeben, sondern auch den untergeordneten Thieren. Die Sorge des Menschen verleiht die Existenz Myriaden, welche sie sonst nicht genießen würden und für den Genuß der Dauer ihrer Existenz ist besser gesorgt. Es kommt den Wesen höherer Geistesfähigkeit zu, das Verhältniß, in welchen sie zu den niederen Thieren stehen, zu beurtheilen und zu bestimmen, welcher Gebrauch davon zu machen sei. Da der Mensch eine größere Genusses=Fähigkeit hat, so gehört er mit Recht zu den ersteren; allein er muß seine Berechtigung gewissenhaft üben und ohne Zweifel ist die nutzlose Thierquälerei ein moralisches Vergehen. Ich will der Würde des Menschen nicht entgegentreten, nicht der menschlichen Natur, und wenn sie auf der niedrigsten Stufe stände, wenn ich sage, daß auf derselben Basis, nur mit dem Unterschied der Umstände und des Grades, das Recht des civilisirten gebildeten Menschen über den Wilden und Unwissenden beruht. Es liegt in der Ordnung der Natur und der Bestimmung Gottes, daß das Wesen von höheren Geistesfähigkeiten, Kenntnissen und daher höherer Macht über Diejenige herrscherisch verfüge, welche ihm untergeordnet sind. Und so liegt die Berechtigung des Menschen, einen andern zum Sklaven machen, in der Ordnung der Natur. Ich räume ein, daß bei der Ausübung dieser natürlichen Berechtigung der Mensch die höchste moralische Verantwortlichkeit übernimmt, daß er schuldig ist, wenn er muthwillig Wesen, die in einem höheren Grade als Thiere genießen und empfinden, Leiden und Entbehrungen ertragen läßt, ohne Noth, oder ohne eine höhere Absicht damit zu erreichen. Wenn wir uns eine Gesellschaft ohne Regierung denken und einen Einzelnen unter derselben, welcher durch seine Kraft, seinen Muth und seine Weisheit die Herrschaft über seine Mitmenschen erringen könnte, wir würden sagen müssen, daß er dazu berech=

tigt sei. Er würde nur moralisch verantwortlich sein für den Gebrauch, welchen er von seiner Gewalt macht und verdammenswerth, wenn er nicht so herrschte, wie seine und der Anderu Glückseligkeit erfordert. Tugendprediger haben die Ungerechtigkeit und Grausamkeit mit vielem Rechte angeklagt, welche gegen die eingebornen Indianer geübt und wodurch diese aus ihrer Heimath vertrieben und ausgerottet worden sind. Ohne Zweifel ist große Ungerechtigkeit verübt worden, in den Umständen und der Art ihrer Entfernung. Aber wer bestreitet dem civilisirten Menschen das Recht, das Land in Besitz zu nehmen? War er gebunden, diesen unermeßlichen und fruchtbaren Continent, welcher im Stande ist, ein großes civilisirtes Geschlecht zu erhalten, wenigen unwissenden rohen Barbaren zu überlassen? Und konnte er das Land besitzen, ohne sie auszurotten oder zu knechten? Sicher nicht. Wilde und civilisirte Menschen können nicht neben einander leben und der Wilde kann nur gezähmt werden, indem man ihn zum Sklaven macht. Wer wird entscheiden wollen, ob der wohlthätigere und Gott gefälligere Weg verfolgt wurde, oder ob es besser gewesen wäre, sie sämmtlich im Allgemeinen zu Sklaven zu machen, wie sie es nun in einzelnen Fällen geworden sind. Nur eine raffinirte, in ihrer Anwendung auf die Natur und die Menschheit äußerst falsche Philosophie kann lehren, daß die Existenz nicht das größte der Güter sei, werth, selbst unter den unglücklichsten Umständen erhalten zu werden. Der afrikanische Sklavenhandel hat das Gut der Existenz Millionen und aber Millionen in unserm Lande gegeben, welche sie sonst nie genossen haben würden, und für den Genuß dieser Existenz ist besser gesorgt. Oder wenn wir in Beziehung auf das Recht des Menschen, ihm untergeordnete Thiere zu beherrschen, auf die Schrift verwiesen werden, welche sagt: Du sollst herrschen über die Thiere des Feldes und über die Vögel in der Luft, so stützen auch wir uns auf dieselbe, denn sie erklärt nicht minder deutlich:

„Willst Du aber leibeigene Knechte und Mägde haben, so sollst Du sie kaufen von den Heiden, die um Euch her sind.

„Von den Gästen, die Fremdlinge unter Euch sind, und von ihren Nachkommen, die sie bei Euch in Euerm Lande zeugen, dieselben sollt Ihr zu eigen haben.

„Und sollt sie besitzen und Eure Kinder nach Euch, zum Eigenthum für und für; die sollt Ihr leibeigene Knechte sein lassen.“

Bei moralischen Untersuchungen wird oft die innere Natur einer Handlung, wie sie sich in ihren Folgen zeigt, mit den Beweggründen verwechselt, welche die Schuld oder Unschuld des Handelnden darthun. Wenn in böswilliger Absicht ein Mensch dem andern Gift reicht, welcher durch dasselbe Gift von einer Krankheit befreit wird, so ist der Giftmischer schuldig, die Handlung in ihren Folgen jedoch gut. Wenn ein Mensch einem anderen Menschen in der Absicht, ihn von einer Krankheit zu befreien, eine Arznei reicht, welche dessen Tod herbeiführt, so ist der, welcher sie bereitete oder gab, nicht schuldig, die Handlung aber ist eine schädliche. Wenn Diejenigen, welche den Sklavenhandel anfingen und fortsetzten, Grausamkeiten verübten und Leiden verursachten, — wie sie ohne Zweifel thaten, obgleich Vieles als übertrieben sich herausstellt — und zwar um ihrer Person willen und nicht im Hinblick auf künftige gute Folgen, so sind sie im höchsten Grade schuldig. Insofern die Grausamkeiten verübt wurden, ohne nothwendig zu erscheinen, waren Beweggrund und Handlung gleich verwerflich. Aber sobald wir sicher sind, die ganze Wirkung des Handels bestehe darin, daß mehr Glückseligkeit unter die Menschen gebracht wurde, als sonst existirte, so erklären wir den Handel für ein gutes Werk, für eine Anordnung Gottes, dem nichts Böses zugeschrieben werden kann. Dem Las Casas ist ein moralisches Verbrechen nicht aufgebürdet worden und wenn die Einführung der afrikani=

schen Sklaven in Amerika die Folge hatte, daß mehr Leiden verhindert wurden, als sie schuf, so war sie in dem Motive und dem Ergebniß ein gutes Werk. Ich gebe zu, daß es kaum möglich ist, jene ersten Sklavenhändler moralisch zu rechtfertigen. Die Absicht, für die Zukunft Gutes zu stiften, könnte die Summe der Uebel nicht ausgleichen, welche dadurch geschehen.

Wenn wir uns an den gewöhnlichen moralischen Sinn der Menschen, wie sich derselbe in allen Zeitaltern und Ländern kundgegeben, als einen Maßstab der Moralität halten, wir würden sie der Sklaverei günstig geneigt finden.

Indem ich diesen Gegenstand berühre, thue ich es zunächst nicht in Hinblick auf die gegenwärtige Lage der Sklavenstaaten, oder auf die Schwierigkeiten, welche der Emancipation ihrer Sklaven entgegenstehen, sondern die abstrakte Frage beschäftigt mich, ob es besser ist, daß die Institution in der civilisirten Welt existire oder nicht. Und obschon einige meiner Bemerkungen eine solche Tendenz zu haben scheinen, so glaube man doch nicht gerade, ich würde es auf mich nehmen, zu erklären, es sei besser sie bestände. Gott bewahre mich und meine Mitbürger vor der Verantwortlichkeit, welche die Entscheidung einer solchen Frage in sich schließt. Aber ich sage in guter Zuversicht, daß es nicht in der Macht des menschlichen Geistes liegt, das Gegentheil zu begründen, darzuthun, daß es besser sei, sie bestände nicht. Das weiß nur Einer und liegt nicht innerhalb der Grenzen menschlicher Weisheit.

In den verschiedenen Zeitaltern und heute auch sehen wir Menschen aller Stufen der Bildung, von dem rohesten Barbaren bis zu dem gelehrtesten Staatsbürger, die Welt bewohnen. Der Mensch wird nicht für die Civilisation geboren, er kommt roh und dumm zur Welt. Aber wie ich annehme, ist es Gottes Wille, daß ihm die Bildung zu Theil werde, daß die Religion geübt, die Annehmlichkeiten des Lebens genossen, Wissenschaft und Kunst gepflegt wer-

den sollen, — kurz, daß die moralische und geistige Vollkommenheit so weit als möglich erreicht werde. Es ist kaum nöthig, Etwas von denjenigen zu sagen, welche die höheren Tugenden und Genüsse des wilden Lebens gepriesen haben, eines Lebens voll physischer Entbehrungen und Leiden. Sie haben das Leben der Wilden nicht gekannt oder sind selbst Wilde geworden. So weit die Vernunft und die allgemeine Erfahrung entscheiden können, sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Institution der Sklaverei ein Mittel sei, dem uncivilisirten Leben die Menschen zu entreißen. Sie muß also Gutes erzeugen und in der Absicht des Schöpfers liegen.

Ich füge ferner hinzu, daß die Sklaverei den Wohlthaten der Civilisation vorgreift, den Uebeln derselben eine Grenze setzt. Eigenthum, die Anhäufung des Kapitals, wie man es nennt, das ist der Ausgangspunkt der Civilisation. Um Kapital anzuhäufen oder ertragreich im Großen zu verwenden, bedarf es der Combination der Arbeitskraft. In den ersten Entwickelungsstadien der Gesellschaft, als die geringe Bevölkerung noch über ein großes Gebiet zerstreut, die zu großen Werken nothwendige Vereinigung der Arbeitskräfte nicht ermöglichen konnte, waren die Menschen auch nicht abhängig von einander; da sie über ein großes Gebiet verfügen konnten, so brauchte sich Keiner zum Dienste für seinen Nachbar herzugeben. Es kann unter solchen Umständen ein Einzelner nicht mehr Kapital verwenden, als mit eigenen Händen möglich ist und nicht viel mehr gewinnen, als er zu seinem Unterhalte bedarf. Daher bleibt keine Zeit übrig für geistige Bestrebungen und Erfindung von Mitteln, das Leben zu verschönern. Es versteht sich nun aber ganz von selbst, daß Derjenige, welcher über Menschen als sein Eigenthum gebietet, Arbeitskräfte vereinigt, Kapital in großem Maßstabe verwendet und Besitzthümer anhäuft. Ein gewisser sehr befähigter Schriftsteller bewies vollkommen, daß keine Kolonie ohne die Skla=

verei, in welcher Gestalt sie auch gepflegt sei, mit Erfolg gegründet sein könne. Und so finden wir es auch in der That. In den Sklavenstaaten unserer Union kann Reichthum nur durch den Ackerbau, die Haupt-Erwerbsquelle des Gebietes, gewonnen werden. Wir wissen, daß Jeder unter uns, mit welch geringen Mitteln er auch beginnt, durch beharrlichen Fleiß, Einsicht, Ordnungsliebe und Tugend zu bedeutenden Reichthümern gelangen kann. Wo in den Staaten, die keine Sklaven halten, große Besitzthümer erworben werden, da geschieht dies in den Städten durch den Handel und in neuerer Zeit durch die Fabrikation. Die Erzeugnisse unserer Sklavenarbeit sind aber fast allein Gegenstand des Handels mit dem Auslande und die Rohprodukte für die Industrie der Handelsstaaten haben ihre großen Markte in den Sklavenstaaten. Das Gedeihen jener Staaten, die Civilisation ihrer Städte ist in einem bedeutenden Grade Resultat des Bestehens der Sklaverei.

Jede Stufe der menschlichen Gesellschaft, von der rohesten bis zur gebildetsten, hat ihre eigenthümlichen Uebel als Bedingung ihrer Sterblichkeit und nur der Allmächtige kann sagen, auf welcher Stufe die Waagschale des Guten oder des Bösen am tiefsten geht. Wir können von den Uebeln des wilden Lebens schweigen. Ein Stand giebt es, welcher sich von den andern trennt, es ist der rohe Ackerbauerstand in einigen wenig bevölkerten Regionen unseres Landes, welcher von einem ausgezeichneten Schriftsteller folgendermaßen gezeichnet wird: „Der Amerikaner der Hinterwälder wird oft mit Recht den Engländern als höchst unwissend, schmutzig, ungesellig, dem Rumtrinken und Tabakrauchen übermäßig zugethan und nur an seiner Büchse hängend, abenteuerlich, rastlos, mehr als halbwild, geschildert. Entblößt von gesellschaftlichen Genüssen und Aufregungen, nimmt er seine Zuflucht zu denen des wilden Lebens und geht (denn in dieser Beziehung entarten die Amerikaner) für die Gesellschaft verloren.“ Das Bild ist nicht glänzend, aber

getreu. Die schlechte Seite eines solchen Zustandes kann nicht durch die Vorzüge der unbeschränktesten Freiheit und der vollkommenen Gleichheit und den Ueberfluß an Existenzmitteln verdeckt werden.

Doch wir wollen einmal ein anderes Stadium des gesellschaftlichen Lebens in Betracht ziehen, wo scheinbar Alles gewährt ist, was nothwendig erscheint, um ein Utopien zu realisiren. Wir denken uns einen Stand, dessen Glieder sämmtlich Eigenthümer sind und in de en Besitzthümern keine große Ungleichheit herrscht. Die Gesellschaft ist so zusammengesetzt, daß der Verkehr unbeschränkt und die Konkurrenz nicht groß genug ist, um den Erwerb der Existenzmittel irgend Einem zu erschweren. Jede Familie besitzt so viel Land, als sie mit eigenen Händen zu bearbeiten vermag, während die industrielle Produktion für den Austausch eben hinreicht. Die Schulen sind auf der Grundlage der Gleichheit, der allgemeinen Erziehung errichtet, die Religion wird gelehrt und jedes Dorf hat seine Kirche, die bescheiden ihren Thurm zum Himmel emporhebt. Das ist, wie es scheint, ein dem Gedeihen der Menschheit sehr förderlicher Zustand. Wie es scheint, sage ich jedoch, denn die große Quelle des menschlichen Elends suche man nicht in den Aeußerlichkeiten, sondern in der Brust des Menschen, in seinen Neigungen, seinen Leidenschaften, seinem schlechten Willen. Da ist Raum für die kleinlichste Konkurrenz, den Neid, den Haß, die Bosheit und die Heuchelei, und obgleich wenig sichtbar und äußerlich bemerkbar, herrscht doch dort eine große Zügellosigkeit.

Wenn übrigens, davon abgesehen, auf einem solchen friedlichen Gesellschafts-Leben ein geringes Maaß von Leiden lastet, dann fehlt es ihm auch an Genuß. Das Leben schleppt sich ermüdend dahin, es fehlt ihm — an Leben. Der Mangel der Aufregung, die nun einmal nothwendig ist, würde uns das Dasein nicht mehr werth machen. Wo

wenig Laster existiren, da leuchtet das Licht der Moral um so matter und es ist kein Raum da für die Tugenden, deren Aufgabe es ist, die Zügellosigkeit zu überwachen, die Uebel der Gesellschaft zu heilen, welche gleich dem Kriege und der Revolution die höchsten Kräfte des Menschen, gleichviel ob für das Gute oder das Böse, erwecken. Wo wenig Elend existirt, da hat die Wohlthätigkeit, das Mitgefühl ein Ende. Wir können glauben, daß nützliche öffentliche Institute gegründet werden, aber nicht solche, die zur Zierde gereichen. Die schönen Künste wird man nicht pflegen, denn es sind keine Mittel da, den Künstler zu belohnen, und Niemand wird Muße oder Mittel haben, die schöne Literatur um seiner selbstwillen zu pflegen. Wer eine solide Erziehung erhalten hat, benutzt dieselbe, um sich zu irgend einem Gewerbe geschickt zu machen und die Schriftstellerei wird zu einem Handwerke. Kurz es ist klar, daß in einem solchen gesellschaftlichen Zustande die moralischen und intellectuellen Fähigkeiten nicht vollkommen entwickelt werden. Ob derselbe aber auch wünschenswerth sei oder nicht, gewiß ist es, daß er nicht dauern kann. Fortschritt und Abwechselung sind Bedingungen der menschlichen Verrichtungen. Durch geschichtlich nothwendige oder zufällige Ereignisse zuweilen gehemmt, rollt das Rad der Zeit und des Lebens gleichmäßig fort. Die Bevölkerung geht der Ueberfüllung entgegen und die Schwierigkeiten der Selbsterhaltung mehren sich. Es werden Besitzlose geben und Arbeitslose, welche ihre Fähigkeiten Denen verkaufen, welche Mittel haben, sie zu verwenden. Das Kapital häuft sich in den Händen Einzelner und die Ungleichheit schlägt Wurzel. So geht der Prozeß der Auflösung ruhig seinen Gang. Die Zahl der Arbeiter wächst, bis es unmöglich ist, Arbeit zu bekommen. Die Konkurrenz drückt den Werth der Arbeit herab, die Produktion wird nur noch für den Kapitalisten eine reiche Quelle des Erwerbs. Die Ungleichheit

schafft in ihrem Wachsen den Haß, bis ein Zustand der Dinge eintritt, wie wir in England bestehen sehen."

Der Schriftsteller fährt nun fort, ein Bild von den Uebeln des Pauperismus und den Folgen der Konkurrenz zu entwerfen.

„Die Konkurrenz" sagt er, „ist die Mutter aller ausgezeichneten Leistungen in Kunst und Kenntniß. Wenn weniger Arbeitshände da sind, als beschäftigt werden können, so sucht man die rohesten und am wenigsten qualificirten zunächst zu verwenden. Wächst die Zahl der Arbeiter, tritt eine gesteigerte Bewerbung um Arbeit ein, so werden höhere Befähigungen verlangt bis in dem Stadium, wo die Zahl derselben kaum noch überstiegen werden kann, nur die tüchtigsten und geschicktesten noch gesucht und bezahlt werden.

Wie kommt es nur, daß wie bei uns, das Bestehen der Sclaverei, die Verbreitung der Uebel der Civilisation hemmt? Sehr einfach, — die große Konkurrenz des civilisirten Lebens drückt den Werth der Arbeit außerordentlich herab, und in diesem Umstand ist auch die Wurzel der bestehenden Uebel zu suchen. Sclaven-Arbeit aber kann niemals so billig sein als diejenige, welche wir freie Arbeit nennen. Staats-Oekonomen haben als den Maaßstab des Arbeitslohnes in einem völlig bevölkerten Lande den Werth der Subsistenz eines Arbeiters angenommen. Wo die Konkurrenz um sich greift und wächst, da werden die Menschen nur noch für den nackten Lebensunterhalt und für weniger als das arbeiten. Der Herr, welcher freie Arbeiter beschäftigt, lebt von ihren Diensten, ohne daß er genöthigt wäre, von Kindheit an sie aufzuziehen, oder im hohen Alter sie zu pflegen. Diese Verpflichtung liegt Dem ob, welcher Sclaven-Arbeit mit noch höherem Lohn bezahlt, welcher die Leiden der Entbehrung, der Krankheit und des hohen Alters abschneidet.

Bei Handelskrisen tragen in den Länderu der freien Arbeit die Arbeiter allein die ganze Noth, während der

Nachtheil in den Sclaven=Staaten auf die Herren fällt. Wenn in den ersteren ein Geschäft nicht mehr den gehörigen Ertrag abwirft, so schickt der Herr seine Arbeiter fort, oder setzt ihren Lohn herab. Wir können in solchen Fällen unsere Arbeiter nicht entlassen, ohne noch weiteren Verlusten uns auszusetzen, wir können ihren Lohn nicht mindern. Um die Dienste, für welche sie fähig sind, nutzbar zu machen, müssen wir für ihre Gesundheit sorgen und sie bei Kräften erhalten. Und wenn das Einkommen eines jeden Pflanzers der Süd=Staaten dauernd unter die Hälfte des jetzigen Werthes herabsänke, auf das Leben ihrer Sklaven hätte das nicht den mindesten Einfluß. Es kann eine solche ungünstige materielle Aenderung nicht eintreten, bis die Sklaven=Arbeit so vollständig werthlos wird, daß die Sklaverei überhaupt nicht mehr nothwendig erscheint. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß die Anhäufung individuellen Reichthums in einem Sklaven=Lande, niemals in so hohem Grade Platz greift, als in Ländern der freien Arbeit; aber die Folge davon ist, daß man auch weniger Ungleichheit und weniger Leiden dort findet.

Die Dienstbarkeit ist eine Bedingung der Civilisation. Sie wurde angeordnet, als das Gebot erfolgte: „Seid fruchtbar und mehret Euch und erfüllet die Erde und unterwerfet sie Euch," — als das Gebot erfolgte: „Im Schweiße des Angesichts sollst Du Dein Brod essen." Und welches menschliche Wesen wird so eitel sein und sagen, daß wir mehr zu leiden hätten unter diesem Gebote, oder daß wir Gott mehr mißfallen müßten, als die Menschen, welche anderswo leben.

Daß es in der Gesellschaft, wo die Sklaverei existirt, große Uebel giebt, daß die ganze Institution großen Mißbräuchen freien Spielraum läßt, habe ich schon zugestanden. Wollte ich das leugnen, ich würde sagen müssen, sie wäre nicht menschlich. Aber das ganze menschliche Leben ist ein System der Uebel einerseits und der Entschädigungen

andererseits. Wir haben keinen Grund zu glauben, daß der Ersatz für die Uebel uns kärglicher zugetheilt werde, als Denjenigen, welche unter anderen gesellschaftlichen Gesetzen leben. Sprecht nur von einem Uebel oder einem Mißbrauch, von einem Beispiele der Grausamkeit, der Unterdrückung, der Ausschweifung, des Verbrechens und des Duldens, und ich will Euch fünf andere, gleich große Uebel und gleich himmelschreiende Mißbräuche jener Länder, wo die Sklaverei nicht existirt, entgegenhalten.

Wir wollen ohne Furcht die wirklichen und oft besprochenen Uebel der Sklaverei und jene Schrecken, welche so Viele für die unermüdlichen Begleiter derselben halten, einmal genauer betrachten. Man sagt, der Sklave sei vogelfrei, stehe außer dem Gesetze und wo auch das Gesetz seine Protektion übernehme, da werde es verletzt und vernachlässigt, er sei einer überaus anstrengenden Arbeit unterworfen, einer erniedrigenden Behandlung ausgesetzt, einer Tortur, welche der im Gefühle seiner Macht übermüthige und brutale Herr ausübe, wenn es ihm beliebt; ihm sei jede Möglichkeit in moralischer, geistiger, religiöser Beziehung, sich zu einiger Vollkommenheit auszubilden, abgeschnitten und es seien sogar bestimmte Gesetze gegeben, welche ihm selbst die rohe Grundlage einer gewöhnlichen Bildung versagen, und wie groß und anerkennenswerth auch immer sein Talent, sein Verdienst, seine Tugend sein möge, die Hoffnung, seine Lebensverhältnisse in socialer Beziehung zu verbessern, sei ihm genommen und damit der Impuls zu einer nützlichen, rühmenswerthen Anwendung seiner natürlichen Fähigkeiten; seine körperliche Erniedrigung erzeugt eine entsprechende moralische, und bei dem Mangel an tugendhaften Prinzipien haben die niedrigsten Laster, besonders Hang zum Diebstahl, Falschheit, Hinterlist, die Herrschaft. Wenn die Ehe unter ihnen nicht gerade verboten sei, so werde sie doch dem Concubinat gleich geachtet, und Ausschweifung, Mangel an Keuschheit unter den Frauen,

durch das Gesetz nicht geschützt, und den Verletzungen der viehischen Lust ausgesetzt, seien davon die Folge. Beide Geschlechter endlich seien der Gefahr ausgesetzt, grausam getrennt zu werden, dem Manne entreiße man die Frau, den Eltern das Kind. Das ist das Gemälde, welches von den Anklagern der Sclaverei gewöhnlich entworfen wird.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß zu einer Zeit, wo die Tödtung eines Sclaven nur mit einer Geldstrafe bedroht war in unserem Staate, wie ich zu behaupten wage, wenigstens zehn Mordthaten an Freien begangen wurden, während eine an einem Sklaven geschah. Dennoch glaubt man, sie seien schutzlos und weniger sicher als ihre Herren. Sie sind durch ihre eigne Stellung in der Gesellschaft geschützt und daher des Schutzes der Gesetze weniger bedürftig. Mit einer anderen Person als ihrem Meister können sie gar nicht in eine Berührung kommen, welche die blutigen Leidenschaften erweckt. Um des Gewinnes Willen wird Niemand einen Sclaven tödten und wider die lebensgefährliche Mißhandlung, Seitens ihrer Herren, sind sie durch deren Interesse geschützt. Wenn sie unter einander selbst in Streit gerathen, so verhindert ihre Ueberwachung ernstliche Folgen. Ich bin nicht überzeugt, daß der Sache der Menschheit besonders gedient wurde, als man den Mord eines Sklaven für gleichbedeutend mit dem eines Freien erklärte. Aus der oben angeführten Thatsache geht hervor, daß sie weniger des gesetzmäßigen Schutzes bedürfen. Die Geschworenen sind jetzt nicht mehr geneigt, unbedingt ein Schuldig auszusprechen und oft entgeht der Schuldige gänzlich seiner Strafe. Die Sicherheit ist ein Ersatz für die niedrige Stellung des Sklaven, und wir begründen dies mit der anderen Thatsache, daß bei uns weniger Morde an Sklaven verübt werden, als unnatürliche grausame Mordthaten an Eltern und Kindern und Dienern in der Gesellschaft, wo die Sklaverei nicht besteht.

Aber außer den Angriffen auf das Leben gibt es noch

andere Grausamkeiten, wie sie die Leidenschaften des Herren zur Folge haben. Darauf ist schon oftmals geantwortet worden, daß das Interesse des Herrn mit einer unmenschlichen Behandlung der Sklaven geradezu in Widerspruch steht. Wenn die Sklaverei einmal erhalten werden soll, dann muß auch der Herr das Recht haben, Strafen zu verfügen, welche die Leibeignen zur Erfüllung ihrer Pflichten zwingen. Das Recht liegt im Vortheil Beider gegründet. Ist der Herr versucht darüber hinauszugehen? Wenn er eine Strafe verhängt, welche bleibend die Kraft des Sklaven schwächt, so entsteht daraus ein Verlust für ihn und aus demselben Grunde darf er keine zu anstrengende Arbeit von ihm verlangen. Man möge nur das Maaß von Arbeit, welches einem Sclaven zugetheilt wird, mit den Anstrengungen eines Ackerbauers oder Fabrikarbeiters in Europa oder auch in den dichter bevölkerten freien Unionsstaaten vergleichen, welche die Vortheile der Sklaverei in so hohem Grade genießen und deshalb zu diesem Vergleiche nicht einmal geeignet sind, man möge nur die englischen Parlamentsberichte über die Verhältnisse der Fabrikation, über die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken lesen. So groß ist die Unfähigkeit des Menschen, Uebel wieder gut zu machen, welche diese Verhältnisse der Gesellschaft provocirt haben, daß wir vermuthen dürfen, die Gesetze, welche deren Verbesserung beabsichtigen, werden eine entgegengesetzte Wirkung äußern. Man beharrt bei dieser übermäßigen Arbeit, wie bei einer Wahl zwischen zwei Uebeln; wenn sich die Arbeit verringert, so wird auch der Verdienst unzureichender werden, denn es ist das ein Gegenstand, welchen die Gesetzgebung nicht regeln kann. Aber, frage ich, würden alle diese Uebel existiren, wenn die Arbeiter Eigenthum des Herrn wären, der ein direktes Interesse dabei hat, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Kräfte zu pflegen und zu erhalten. Man vergleiche alle die gegen die Sclaven in unsern südlichen Staaten verübten Grau=

samkeiten mit jenen Verbrechen, welche anderswo durch unwissende und niedrig denkende Glieder des Staates an den Hülflosen begangen werden, die in Folge der gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Herrschaft unterworfen sind, mit den Grausamkeiten, welche brutale Männer an ihren Weibern begehen, welche ungebildete Eltern, gegen alles natürliche Gefühl und nur durch das größte Elend gereizt und zur Sinnlosigkeit getrieben, an ihren Kindern, rohe Meister an ihren Lehrlingen verüben. Und wenn man mich fragen wollte, sind diese Verbrechen nicht auch in der Gesellschaft zu Hause, welche Du vertheidigst? so antworte ich mit gutem Rechte: nein! auch nicht einmal verhältnißmäßig in einem solchen Grade. Die Klasse, um die es sich hier handelt, steht unter der Controle Anderer, welche ein specielles Interesse dabei haben, Excessen und Ausbrüchen der Wuth und Leidenschaft Einhalt zu thun. Die Frauen werden vor ihren Männern geschützt und die Kinder vor ihren Eltern. Und das ist für die Uebel unserer Institution kein gering anzuschlagender Ersatz und würde auch bei uns besser gewürdigt werden, wenn wir uns von dem anderswo so provocirten Elende einen richtigen Begriff machen könnten. Die Klasse aber, welche gesellschaftlich höher steht, ist auch freilich im Allgemeinen, in Beziehung auf ihren Charakter zur Herrschaft berechtigt und der öffentlichen Meinung verantwortlich.

Außer dem Interesse ihrer Herren gibt es für die Sklaven noch ein anderes Schutzmittel gegen Grausamkeiten. Wie die Erfahrung aller Welt lehrt, besteht zwischen dem Herrn und seinen Sklaven, wenn keine unheilvolle Störung eintritt, ein Verhältniß der Zuneigung. Man könnte uns für nicht vorurtheilsfreie Zeugen halten, aber wir berufen uns auf die Natur. Sind wir nicht durch ganz natürliche Bande an Das gefesselt, was wir „unser" nennen, was zu unserer Bequemlichkeit unserm Genusse, unserer Eitelkeit dient. Dieses Gefühl erstreckt sich auf den

Besitz von Thieren und todten Gegenständen, weshalb nicht auch auf Wesen, welche auf einer höheren Stufe stehen und uns nützen, unsere Gefühle verstehen, schätzen und erwiedern? Ist es nicht natürlich, daß wir uns für Menschen interessiren, deren Existenz von unserm Schutze und unserer Hülfe abhängig ist? Ist man nicht überall gegen Diejenigen freundlich gesonnen, welche von uns allein abhängen? Ist es nicht natürlich, daß man für Denjenigen, welchen man lange kennt, vielleicht erzogen hat, mit dem man von Kindesbeinen an unter einem Dache lebte, mehr Theilnahme an den Tag legt, als für einen Andern, der uns fremd, zufällig mit uns in Berührung kommt, um uns bald wieder zu verlassen? Wirkt denn in unserer Atmosphäre, in dem Geiste unserer Institutionen, eine geheime Macht, welche das von der Natur verliehene Gefühl umwandelt oder vernichtet? Freilich giebt es auch hier auf der einen Seite eine Neigung zum Trotz, zur Pflichtverletzung, und auf der anderen eine Nothwendigkeit, Strafen zu verhängen; aber das Verhältniß sehen wir zwischen Eltern und Kindern in derselben Form bestehen und ich darf wohl behaupten, daß wenn die Strafe gerecht verfügt worden, wenn nicht die Vermuthung vorhanden ist, daß sie willkürlich verhängt wurde, keine dauernde Entfremdung Platz greifen; keine Rachelust erweckt werden wird. Sklaven sind stets Kinder. Es liegt aber nicht in der gesunden Natur des Menschen, an den Leiden Anderer sich zu vergnügen; es sei denn, daß eigenes Elend einen Menschen stumpf gemacht. Es ist weit angenehmer, heitere, sorglose als düstere, im Brüten verzerrte Gesichter um sich zu haben. Daß ein Mensch starrköpfig und brutal sein kann, wissen wir, daß wir mit dem Geiste unserer Institution solche Menschen nothwendig erziehen müßten, daß Eigensinn und Rohheit bei uns besonders verbreitet seien, mehr als in anderen Sphären der menschlichen Gesellschaft, unter uns weniger Abscheu hervorrufen, stellen wir gänzlich in

Abrede und berufen uns auf den Vergleich mit anderen Gesellschaften. In der That, ich kann unbedenklich behaupten, daß wenn man vollständige Gewißheit darüber erlangen könnte, der Vergleich zu unseren Gunsten das Ergebniß liefern würde, daß die Humanität und nicht die Brutalität die Tendenz der Sklaverei sei.

Es ist wahr, daß der Sklave durch Schläge zur Arbeit gezwungen wird und wenn es der Zweck einer Züchtigung sein soll, zum Gehorsam oder zur Besserung zu führen, so ist das die beste Art zu strafen. Aber ist es nicht unerträglich zu sehen, daß ein Wesen, nach dem Bilde Gottes geschaffen, durch Schläge erniedrigt wird? Für einen freien Mann wäre die Strafe allerdings erniedrigend, die Gesinnungen und Bestrebungen eines Freien sträuben sich dagegen. Ein Sklave fühlt nicht so und denkt nicht so, im allgemeinen ist die körperliche Züchtigung für ihn nicht erniedrigend. Das Empfindliche daran ist der körperliche Schmerz. Erscheint sie einem Kinde erniedrigend? Wenn sie aber in der Weise gefühlt werden sollte, wie sie ein Freier fühlt, so würde sie nicht angewendet werden, es sei denn in jenen seltenen Fällen, welche die verderblichsten Folgen nach sich ziehen, welche in keiner Gesellschaft fehlen, gegen welche keine Institution der Gesellschaft schützt."

Kanzler Harper widerlegt den Einwurf, daß der Sklave der Mittel geistiger, moralischer und religiöser Besserung beraubt und in Folge dessen sein Charakter verderbt sei, mit folgenden Worten:

„Der Sklave erhält den Unterricht, welcher ihn fähig macht, die Pflichten seiner eigenthümlichen Stellung zu erfüllen. Der Schöpfer beabsichtigte nicht, daß jedes menschliche Individuum in einem hohen Grade moralisch und intellektuell gebildet sein sollte, denn wie wir sehen, hat er der Gesellschaft Bedingungen vorgeschrieben, welche dieses unmöglich machen. Es muß eine Mittelmäßigkeit geben, oder die höchste Bildung würde neben der erniedrigendsten

Unwissenheit und dem Laster hergehen. Aber kann das Bestehen der Sklaverei die moralische und geistige Bildung in der Gesellschaft überhaupt beschränken und hemmen? Wir müssen die ganze Institution nach der Summe ihrer guten und ihrer bösen Wirkungen schätzen. Da wir durch die Sklaverei einen Theil unserer Bürger der Nothwendigkeit, körperlich zu arbeiten, entheben, so ist bei uns die Zahl derer, welche Muße für geistige Bestrebungen und Mittel für eine gute Erziehung haben, verhältnißmäßig größer, als bei einem andern Volke. Wo diese Gelegenheit zu geistiger Entwickelung unbeachtet bleibt, da liegt die Schuld an den Menschen und nicht am Charakter unserer Institution. . . . .

Wenn auch der Gleichheitssinn zur Tagesleidenschaft geworden zu sein scheint, so kann doch nach der unzweifelhaften Bestimmung der Vorsehung nur eine begrenzte intellektuelle Vollkommenheit in einer Gemeinschaftlichkeit existiren und es ist besser, wenn diese ungleich vertheilt, wenn ein Theil vollkommen gebildet und der andere vollkommen unwissend bleibt. Man hat versucht, unsere Gesetzgebung verhaßt zu machen, weil dieselbe dem Sklaven auch die ersten Elemente der Erziehung versagt. Aber fragen wir aufrichtig, geschieht Ihnen damit Unrecht? Der Arbeiter kann in seinen Ruhestunden nicht zu seinem Vergnügen oder zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse lesen; die Ausnahmen sind so selten, daß sie gar keine Berücksichtigung verdienen. Ich habe unter den vielen Sklaven, welche lesen konnten, niemals Einen gefunden, der außer der Bibel noch ein anderes Buch angesehen hätte. Das Bibellesen aber ist ihnen nur eine Pflicht. Von allen Methoden des Religions-Unterrichtes wäre die des Bibellesens die unwirksamste, da die Fähigkeit der Auffassung mangelt und diese Beschäftigung für sie stets eine anstrengende und lästige sein würde. Mit Ausnahme weniger ziehen Alle wirksamere Mittel vor. Sie sind von keiner Kirche der Weißen ausgeschlossen. Sie

zeigen für die Religion einen regen Sinn, belehren sich gern gegenseitig und vielleicht sind ihre religiösen Begriffe nicht in einem höheren Maße unklar, als bei einem sehr großen Theile unserer weißen Mitbürger. Die Pflege der religiösen Gesinnung liegt wieder im Interesse der Herren und wo sie vernachlässigt wird, da trifft ihn der Nachtheil und nicht den Sklaven. Wäre es auch nur in einem sehr geringen Grade möglich, sie auf eine höhere gesellschaftliche Stufe zu heben, dann erschien es hart, ihnen die erste Grundlage der Erkenntniß, den ersten Keim der Bildung vorzuenthalten. Aber sie fühlen selbst, daß jene Möglichkeit nicht gegeben ist, daß ihnen weitere Kenntnisse nicht einmal nützlich sind. Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen sind dem freien Arbeiter angenehme und wichtige Kenntnisse, denn er ordnet seine Angelegenheiten selbst und ist der Verwalter seiner eigenen Interessen. Von welchem Nutzen würden sie dem Sklaven sein? Dies allein würde auch den Geist und den Charakter nicht bedeutend erheben, wenn eine solche Erhebung überhaupt wünschenswerth wäre.

Wenn wir ihre Tugenden nach dem Maaße von Moralität schätzen wollen, welches man bei einem Freien vorauszusetzen geneigt ist, dann gebe ich zu, daß sie niedrig stehen, obgleich keineswegs so niedrig, als die mit unserer Institution nicht Vertrauten vermuthen. Dieser Mangel an Tugend hängt hauptsächlich mit ihren unvollständigen Begriffen von Ehre zusammen, und eine Folge davon sind kleine Diebereien, Falschheit, ein lockerer Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern; in dieser Beziehung aber protestire ich gegen die Ansicht, welche anderswo Bekenner hat, als seien diese Fehler allgemein, oder als ständen die Sklaven in dieser Hinsicht auf einer Stufe mit dem niedrigsten Theile der arbeitenden Klasse anderer Länder. Die Ehrlosigkeit, welche zu Diebereien leitet, läßt sich nicht wegleugnen, wenn auch eine andere weitere Folge sich nicht ergibt. Die Sklaven haben keine Verträge und keine Händel

zu schließen und daher keine Gelegenheit zu Betrügereien; auch wüßte ich nicht, daß sie dazu eine besondere Neigung an den Tag legten. Sie sind durch eine beständige und aufmerksame Ueberwachung, gehindert, Vergehungen größerer Art auszuüben, selbst wenn sie dazu geneigt wären, was ich nicht zugebe. Selten wird ein schweres Verbrechen von einem Sklaven begangen; die Neger haben den wilden, rohen Charakter ihrer Vorfahren in Afrika abgelegt. Wo eine Entwendung vorkommt, da ist die Ursache moralisch nicht bedeutsam, meist ist die Befriedigung ihres Appetits der Grund und dann leidet Niemand als ihr Herr darunter, welcher überhaupt bei Diebstählen fast allein einem Nachtheile ausgesetzt ist. Wie sollen sie die gestohlenen Gegenstände, wenn es nicht Nahrungsmittel sind, benutzen und verwerthen. Wenn ein solches Vergehen begangen wird, dann sind die Folgen von weit geringerer Wichtigkeit, als bei einem Weißen, der über seine Zeit und seinen Willen frei verfügt. Die Vergehungen gegen die Gesellschaft sind also geringer und sind sie nicht auch vor den Augen Gottes weniger ernstlich?

Ein Sklave hat keine Hoffnung, durch einen unbescholtenen Lebenswandel seine gesellschaftliche Stellung zu verbessern, seine Vergehungen erniedrigen ihn nicht und haben auf das Fortkommen seiner Familie keinen nachtheiligen Einfluß. Er hat im Vergleich mit dem freien Manne einen Charakter weder zu behaupten, noch zu verlieren. Er ist zu selbstständigem Handeln nicht erzogen und da ihm die geistigen Hülfsquellen fehlen, so widersteht er weniger seinen körperlichen Begierden. Der Diebstahl ist bei dem freien Manne ein Verbrechen, bei dem Sklaven ein Laster. Als einst ein Sklave des Diebstahls angeklagt war, hörte ich bei Gelegenheit der gerichtlichen Verhandlung sagen: „das Gericht hat mit dem Diebstahl, welchen ein Sklave verübt, so wenig etwas zu schaffen, als mit einer Lüge desselben. Er gehört vor das Forum des Familien-Herdes.“

Der Diebstahl, soll damit gesagt sein, ist kein Vergehen wider die Gesellschaft. Man vergleiche nur, mit den Folgen eines solchen Vorfalles in unserm Lande, alle aus der Neigung zum Diebstahl entspringenden Uebel, die Laster und die dauernde Schlechtigkeit, welche in den Städten Europas oder des Nordens unseres Kontinents das Gefühl empören, und Leben und Eigenthum im großen Maaße gefährden. Nicht anders verhält es sich mit der Hinterlist und Falschheit des Negers. Ich habe niemals gehört oder erfahren, daß Sklaven einen besonders auffallenden Hang zur Falschheit und Lüge hätten, man müßte ihnen denn zum Vorwurf machen wollen, daß sie ihre und ihrer Kameraden Vergehen oft zu verläugnen suchen. Um einen verwerflichen Zweck zu erreichen, bedient sich der Sklave meines Wissens der Lüge selten und eitles Geschwätz hört man ja unter den Unwissenden und Unerzognen aller gesellschaftlichen Sphären. Wenn ein angeklagtes Individuum von dem Gerichtshofe nicht schuldig erfunden wird, weil das geleugnete Vergehen unerwiesen blieb, so kann ihm nicht die Lüge zum Laster angerechnet werden; der natürliche Wunsch, der Strafe zu entgehen, mildert, ja entschuldigt die Heuchelei des Sklaven und wenn es sich darum handelt, einen Gefährten vor Leid zu schützen, so spricht sich in dieser Heuchelei sogar ein Zug von Treue aus. Ich weiß nicht, wie ich die Hinterlist der Sklaven feststellen soll.

Die Ankläger der Sklaverei sagen zuweilen, die Ehe werden unter den Sklaven nicht geduldet. Es ist nichts so leicht, als die böswillige Absicht dieser Behauptung darzuthun. Wir wissen, daß Ehen öfter geschlossen werden, daß sie feierlich begangen werden können, mit all' den Formen, welche unter den übrigen Klassen der Gesellschaft üblich sind und daß sich die Verehelichten lebenslang treu bleiben. Freilich hat die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes nicht zum Gesetz erhoben werden können. Wenn ein Mann,

der niemals über einen Besitz gebietet, seine Frau verläßt, wenn beide selbst Eigenthum Anderer sind, so wird man doch nicht gesetzlich verfügen wollen, das Weib sei durch den Mann zu erhalten? Der Mann verläßt seine Frau und lebt in wilder Ehe mit einer andern, ohne daß ihn das Gesetz wegen Bigamie vor die Schranken des Gerichts fordert; wir wollen weder leugnen noch mildern, was einmal Thatsache ist, ja, es ist wahr, daß es in dieser Beziehung schlecht um die Moralität steht, wenn auch nicht so schlecht, als unsere Gegner anzunehmen belieben. Wir läugnen auch nicht, daß die Leidenschaften der Männer aus den höheren Ständen in dem Leichtsinn der schwarzen Weiber ohne große Schwierigkeiten Befriedigung finden. Das ist ein folgenschweres Uebel und wir müssen auf Mittel sinnen, dem abzuhelfen, wenn es möglich ist, ohne daß noch größeren Uebeln Thür und Thor geöffnet wird. In welchem Zustand auch eine Gesellschaft sich befinde, sie hat ihre Flecken und es bleibt uns nichts übrig, als zu untersuchen, unter welchen Bedingungen diese am drohendsten sich verbreiten.

In London, Paris oder Newyork ist eine Frau, welche im unverheirateten Stande Mutter wird, verachtet und obschon Gefühls-Politiker wider die Härte dieser Strafe protestiren, so ist sie doch gerecht und nothwendig. Dem Weibe aber ist jede Hoffnung abgeschnitten, sich nützlich und in Ehren den Lebens-Unterhalt zu erwerben. Die Noth zwingt sie zu weiteren Lastern. Das Elend und die Unmöglichkeit, den Fehltritt zu büßen, zur Verzweiflung treibt und die Unglückliche sinkt so tief, daß sie zuletzt vor keinem Verbrechen an der Gesellschaft zurückschreckt. Und einem Geschöpfe hat sie das Dasein gegeben, welches, wenn es so unglücklich ist, den Jammer seiner ersten Lebenstage zu überstehen, für das Laster, die Schande und das Verbrechen erzogen wird.

Man stelle eine Sklavin, die in gleichen Umständen sich

befindet, daneben. Sie ist ein nicht weniger brauchbares Glied der Gesellschaft, als zuvor. Fühlt sie sich beschämt, so empfindet sie dabei nur die Reue, welche jede andere verzeihliche Unsittlichkeit, wenn sie ihr zum Vorwurfe gereicht, auch hervorruft. Sie sieht sich nicht der Mittel, ihre Existenz zu fristen, beraubt, ja materiell hat der Fehltritt für sie durchaus keine Folgen, während ihre gesellschaftliche Stellung unberührt bleibt. Sie fügt mit ihrem Vergehen weder sich selbst, noch irgend einem anderen Wesen ein Leid zu. Das Kind ist ihr nicht etwa eine Last, es ist ein Gewinn für ihren Herrn, welcher gerade so für dasselbe sorgt, wie für die ehelich geborenen Kinder seiner Sklaven. Ist es die Frucht ihres Umganges mit einem freien Weißen, so erlangt es sogar eine höhere Stellung in der Gesellschaft, als die seiner eignen Mutter. Unter diesen Umständen, von aller Bildung entblößt, von einer durch die Sittenlehre nicht gezähmten Leidenschaft gedrängt, durch Beweggründe nicht gehindert, welche unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen hindernd wirken würden und doch auch da oft von der Leidenschaft überwältigt werden, kann es uns nicht befremden, wenn die weiblichen Sklaven der Versuchung einen geringeren Widerstand entgegensetzen. Das Uebel an und für sich und in Bezug auf die Gesellschaft ist weniger groß, ist weniger verwerflich vor den Augen Gottes und der Menschen. Was von dem Diebstahl gesagt wurde, gilt auch hier wieder. Der Mangel an Keuschheit, welcher unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung anderer Länder eine Reihe von Lastern, Verbrechen und Entbehrungen nach sich zieht, verdient unter den Sklaven nicht den Namen eines Vergehens, es ist nur eine Schwäche.

Für die bösen Folgen, welche dieses Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern der Sklaven begleiten, haben wir wieder einen Ersatz in dem Umstande, daß ihnen die eheliche Verbindung sehr leicht gemacht ist. Welchen pein-

lichen Beschränkungen sind die Armen anderer Gesellschaften ausgesetzt, die den natürlichen Instinkt und die stärksten Impulse beständig zu bekämpfen gezwungen sind! Und diese Beschränkungen müßten in Kraft bleiben, wenn größere Uebel vermieden werden sollen. Auf der einen Seite haben wir das Laster und den ganzen Jammer, zu welchem es stufenweise führt und auf der andern Seite eine Ehe, welche verflucht und verwünscht wird, wenn der Mangel empfindlich drückt, die Leiden der Kinder und die quälenden Sorgen um ihr künftiges Loos. Ist es Nichts, den Sklaven von all' dieser Last befreit zu sehen? Er weiß, daß seine Erhaltung gesichert ist, und daß es seinen Kindern einst nicht schlechter ergehen wird, als ihm selber . . . . Was die Uebel betrifft, welche aus dem Mangel an Moralität entspringend, die ehelichen Verbindungen der Sklaven oft begleiten, so empfinden sie das eigentlich Peinliche derselben nicht.

Aber sind sie den Lastern unterworfen, so haben sie auch ihre Tugenden. Ihre Treue erprobt sich oft bis zum Tode. Sie sind heiter und gesellig. Was die Bibel zur Pflicht macht, in dem Codex der modernen Moralität aber als eine zweifelhafte Tugend hingestellt ist, die Erfurcht vor der gesetzmäßigen Gewalt, bleibt ihnen stets eine Pflicht. Sie sind geneigt, diejenigen zu lieben, welche sie als ihre Herren zu achten gelehrt werden. Sie besitzen die Bildung, welche sie in ihrer Lage bedürfen, um sich nützlich zu machen und es hat Gott gefallen, diesen Platz ihnen anzuweisen. Was hat der Sklave irgend eines Landes mit Helden-Tugenden zu schaffen, mit ausgebreiteten Kenntnissen und Gelehrsamkeit? Dem Herrn kommt es zu, als eine heilige Pflicht, welche aus seiner Stellung entspringt und deren Vernachlässigung gefahrvoll ist, durch eine um so eifrigere Pflege seiner eigenen Tugenden und eine höhere Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten die Gesellschaft zu entschädigen.

Es wird als eine der größten Uebel der Sklaverei be-

trachtet, daß sie dem Sklaven nicht Gelegenheit giebt, sich zu einer höheren gesellschaftlichen Stellung emporzuarbeiten, daß er nicht veranlaßt werde, sich in allgemein verdienstlicher Weise anzustrengen oder seine Fähigkeiten auszubilden. Dem Mangel einer solchen Anregung schreibt man die Trägheit, den Leichtsinn des Sklaven zu und erblickt darin den Grund davon, daß seine Arbeit weniger abwirft. Die nächste Entschädigung für diesen Nachtheil ist seine Sicherheit. Wenn er nicht höher hinauf kann, so hat er doch die Bürgschaft, daß er nicht tiefer herabsinkt. Es wurde in Frage gestellt, ob es nicht besser sei, wenn der Mensch von den Aufregungen der Furcht und Hoffnung frei oder ihrem beunruhigenden Wechsel ausgesetzt bleibe? Die Frage kann nicht da aufgeworfen werden, wo die Furcht die Hoffnung beherrscht, denn das besorge ich von der Lage der arbeitenden Armen in Ländern, wo nicht die Sklaverei besteht. Wenn sie von den Leiden des Augenblicks sich frei fühlen, so blicken sie mit Besorgniß auf die Zukunft, es kann in ihrem Schooße für sie und ihre Kinder Krankheit, Noth, selbst der Hungerstod verborgen liegen. Sie hoffen aus ihrer drückenden Lage sich zu erheben! Kann ein Mensch aufrichtig behaupten, daß unter Hunderten von ihnen Einer lebe, der nicht weiß, daß er sich trotz aller Aufwendung von Kraft und Geduld, materiell nicht erheben wird? Ich spreche nicht von der Klasse der im Hause Dienenden, sondern von dem Ackerbau- und Fabrik-Proletariat, bei dem der instinktive Kampf um die nackte Existenz alle anderen Interessen verschlingt und wenn die Produktivität ihrer Arbeit als ein Resultat der Anregung, der Erweckung von Hoffnungen in der Brust des „freien Mannes" hingestellt wird, warum könnte man nicht auch sagen, es sei ein Ergebniß der zwingenden Nothwendigkeit? Das Gesetz hindert ihn nicht, weit hinaufzusteigen auf der Stufenleiter der Gesellschaft, aber der großen Masse ist es wohl bekannt, daß man nicht hoch hinauf kommt. In dem

Resultate sehen wir, wie sehr es sich gleich bleibt, ob ein Gesetz oder ob die Verhältnisse der Gesellschaft den arbeitenden Armen niederhalten. Und glückt es Einem unten Tausenden, sich über die Masse seiner Mit-Leidenden zu erheben, ist sein Erfolg von einer Bedeutung gegenüber dem Elend so Vieler, welche sich in eitlen Versuchen abmühen und vergeblich nach einem Ziele ringen? Wenn aber das Individuum bei dieser Fruchtlosigkeit sich seiner geistigen Kraft und Befähigung bewußt ist, so muß sein Leiden um so größer sein. Wenn es wahr ist, daß der Afrikaner eine untergeordnete Species der menschlichen Raçe sei, von weniger hohem Charakter und beschränkterer Einsicht, ist es dann nicht gut, daß die tiefer stehenden Klassen des Arbeiter-Volkes nur aus solchen Menschen bestehen, die sich ohne Bestrebungen und Hoffnungen und innere Kämpfe den Verhältnissen fügen?

Der Sklave kann verkauft werden! Es fragt sich, ob das ein größeres Uebel ist, als in dicht bevölkerten Ländern jene Berechtigung der Fabrikherrn, alle Arbeiter zu entlassen, sie in die Ungewißheit hinauszustoßen, sie dem größten Elend preiszugeben, wenn sie nirgends Beschäftigung und nirgends Mittel finden, ihr Dasein zu fristen. Was uns betrifft, so kann der Herr seinen Arbeiter nicht fortschicken, ohne ihm zuvor einen andern Herrn zu geben. Seine Existenz ist gesichert und dieser Vortheil überwiegt Tausend andere Nachtheile. Der Sklave kann von seiner Frau, seinen Kindern getrennt werden! So viel ich weiß, geschieht das hier nicht häufiger, als in andern Ländern, wo die Noth und die hülflose Lage der arbeitenden Armen oft genug zur Trennung zwingen. Was den Afrikaner betrifft, so wird ihm auch die Trennung bei seinem besonderen Charakter und seiner Gemüthsart nicht so empfindlich fühlbar; es kommt mildernd in Betracht, daß er diese Härte zu ertragen vermag, ohne noch mehr und bitterer zu leiden.

Die Liebe zur Freiheit ist ein edles Gefühl. Die freie Verfügung über uns selbst, unsere Worte, unsere Thaten, ohne Jemanden zur Rechenschaft verpflichtet zu sein, ist Gegenstand unseres inneren Stolzes; aber leider ist das ein Genuß, welcher einem sehr großen Theile des menschlichen Geschlechtes versagt bleibt. Man kann nicht ernstlich behaupten wollen, der Arbeiter, wo er auch lebe, trage die Neigung und die Fähigkeit, die Freiheit zu genießen stets in sich; es mag das in vielen einzelnen Fällen und unter gesellschaftlichen Verhältnissen, die gerade nicht zu den rühmenswerthen gehören, so sein; aber wenn er nicht erzogen, zu diesem Genusse nicht vorbereitet ist, so kann ihm kein verhängnißvolleres Geschenk gemacht werden, als das der Freiheit, verhängnißvoll für ihn und für Andere.

Wenn die Sklaven weniger frei in ihren Handlungen sind, als andere Arbeiter, was ich läugne, so kennen sie auch nicht die Verantwortlichkeit der Selbstregierung und die aus eigenem verkehrten Thun entspringenden Uebel. Wer das Leben kennt und weiß, daß aus diesem Hin- und Herspringen von Entschluß zu Entschluß, diesem Schwanken und Wählen zwischen Entwürfen und Plänen, diesem vergeblichen Ringen, Müßiggang mit den Uebeln des Eigensinns, der Unmäßigkeit, der Verschwendung im Gefolge, entspringt, wer diese Quellen des Elends kennt, der wird den Zwang, welcher hier Gegenstand des Vorwurfes ist, als eine Wohlthat schätzen. Dem Sklaven ist die Reihe seiner Pflichten genau vorgezeichnet, er ist der doppelten Mühe überhoben, seine Arbeit selbst zu regeln und die zur Verfolgung eines selbstgestellten Zweckes nothwendige Energie aufzubieten.

Wenn eine höhere Macht der armen arbeitenden Klasse eines andern Landes dasselbe Loos unabänderlich dictirte, es hätte mit Eurer qualvollen Angst um die Zukunft und das Schicksal Eurer Kinder, welche Euch durch das ganze Leben verfolgt und Euch die letzte Stunde auf dem Sterbe-

bette noch verbittert, ein Ende! Ihr würdet Euch an eine regelmäßige, gesunde und nicht so überaus anstrengende Arbeit gewöhnen müssen; dafür aber würde für Euere Leibesbedürfnisse hinlänglich gesorgt sein. Ihr würdet das Eltern-Glück genießen, ohne von der Befürchtuug, daß Eure Kinder in Noth und Elend gerathen können, gedrängt zu werden. Wenn Euch eine Krankheit aufs Lager würfe, Ihr würdet gepflegt und gestärkt werden, und wenn Euch das Alter drückte, dann könntet ihr im Familien-Kreise unter Bekannten und Freunden Eure letzten Tage verleben, würdet nicht genöthigt sein, zu betteln oder dem Hungertode ein jämmerliches Ende im Arbeitshause vorzuziehen. Ihr würdet zur Mäßigkeit gezwungen sein, und weder in Versuchung gerathen noch Gelegenheit haben, Verbrechen zu begehen oder Euch den zerstörenden Lastern preiszugeben. Welch' unschätzbares Glück! Und ist das nicht annäherungsweise das Geschick unserer Sklaven? Das eigentlich Drückende in ihrer Lage fühlen sie wenig und würden es gar nicht fühlen, wenn man das Erwachen ihrer Empfindungen gänzlich verhindern wollte. Es ist sicher, wenn ihr Schicksal in den Händen eines Rathes der aufgeklärtesten Philantropen der Christenwelt läge, welchem alle erdenklichen Hülfsmittel zu Gebote ständen, sie würden in seinen Maßregeln keine Verbesserung ihrer Lage erblicken können. . . . .

Welches ist der eigentliche Charakter der Sklaverei und in wie fern unterscheidet sich dieselbe von der Dienstbarkeit in andern Ländern? Wenn ich eine Entscheidung dieser Frage wagen darf, so möchte ich fast sagen, daß die Sklaverei da besteht, wo nur immer ein Mensch gezwungen ist, nach dem Willen eines anderen zu arbeiten und den größeren Theil der Erzeugnisse seiner Anstrengung ihm abzugeben; welcher Art der Zwang sei, vermöge dessen ein Herr seinem Willen den Arbeiter sich unterordnet, ist gleichgültig, denn ohne eine Anwendung von Zwang würde das überhaupt keinem Menschen gelingen. Der Arbeiter kann nicht durch

Schläge ans Werk getrieben werden. Gewiß nicht! Aber macht das einen Unterschied, wenn der Herr irgend ein anderes Mittel anwendet, welches dieselbe Wirkung hat, wenn der Wille des Arbeiters durch den Hunger, durch die Nothwendigkeit seine Familie zu erhalten, gebeugt wird? Leidet nicht der freie Mann unter diesem Zwange? Wenn nicht in jedem einzelnen Falle, doch im Allgemeinen. Will Jemand behaupten, daß er selbstständig über seine Fähigkeiten verfüge? Er kann seinen Herrn wechseln, wenn es ihm beliebt, und wenn er unzufrieden ist mit seiner Behandlungsweise; aber diesem Vorrechte würden gar Viele bereitwillig entsagen, um die Vereinigung mit dem Herrn unauflöslich zu machen. In den Beziehungen des freien Arbeiters zu dem Herrn herrscht das Interesse und die Zuneigung weit weniger, als zwischen dem Sklaven und seinem Eigenthümer, wodurch dessen (des Sklaven) Loos erträglicher gemacht wird. Ein intelligenter englischer Arbeiter hat als das elendeste und niedrigste aller Geschöpfe den „herrenlosen Sklaven" hingestellt und befinden sich die arbeitenden Armen anderer Länder nicht oft in der Lage herrenloser Sklaven?

Das Vorrecht, „frei" genannt zu werden, vermehrt die Leiden der Sklaven anderer Länder. Sie haben die unendliche Ungleichheit, welche sie umgiebt, stets vor Augen; sie empfinden ihre eigne Erniedrigung um so drückender und können der Ueberzeugung nicht ausweichen, daß eine große Ungerechtigkeit in der gesellschaftlichen Ordnung walte. Sie betrachten die Glieder der begünstigten glücklicheren Klasse als ihre Tyrannen und ihre Erbitterung steigert sich bei dem Gedanken, daß sie zu demselben Geschlecht und derselben Raçe gehören. Unzufriedenheit und Haß schaffen Aufregung und Leidenschaften, welche ihm die Lust am Leben und Wirken nehmen. Sie fühlen, es ist ein H o h n, „frei" genannt zu werden. Aber der Mensch haßt und beneidet seinen Mitmenschen, wenn er durch unübersteigliche

Barrieren von ihm getrennt ist, nicht so sehr als in dem Falle, wo die Standes= und Geburts=Gleichheit ihn in Versuchung bringt, Parallelen zu ziehen. Der Sklave wird in unserem Land nicht mit dem Worte „Freiheit" geäfft. Seine Lage, sein ganzes Wesen, fordert dazu nicht auf, selbst wenn er befreit wäre. Der afrikanische Sklave denkt nicht anders, als daß er von Natur als ein von der Gemeinschaft mit Andern ausgeschlossenes Geschöpf gezeichnet sei und wenn er sich selbst überlassen bliebe, so zweifle ich nicht, daß er bald empfinden würde, er gehöre einem untergeordneten Geschlechte an, daß er einsehen würde, es hindere ihn ein weiter Abgrund, neben seinen Herrn zu treten, um ein gleichberechtigtes Mitglied derselben Gesellschaft zu werden, welcher sein Herr angehört.

Daß in der That der afrikanische Neger einer unentwickelteren Menschenspecies angehört, wird man nie wohl allgemein zugeben; daß seine besonderen Eigenschaften ihn ganz speciell auf die Stellung, welche er unter uns einnimmt, verweisen, wird man ebensowenig bezweifeln. Diese Ueberzeugung erlangt man in seinem Geburtslande so gut, als wir sie aus der täglichen Erfahrung zu schöpfen vermögen. Ein hervorstechender Zug in dem Character der Raçe ist die Gleichgültigkeit gegen die persönliche Freiheit. Seit wir von ihrem Lande eine Kenntniß haben, wissen wir, daß sie stets diesem ihrem Instincte folgten, wenn sie sich unter einander bekämpften, um sich zu knechten. Gegen alle die Erfahrungen, welche bei anderen Raçen gemacht worden sind, hat bei ihnen der Besitz Leibeigener keine Wirkung auf den Charakter des Herrn, ändert denselben nicht und trägt nicht zu seiner Bildung bei. Ein anderer ihnen eigenthümlicher Zug ist der Mangel an Häuslichkeitssinn und die gefühllose Mißachtung aller Bande der Verwandschaft. Lander sagt uns in seinem Tagebuche, nachdem er als Ausnahme eine Frau erwähnt hat, welche eine innere Erregung verrieth, als sie an einem Orte vorüber=

ging, wo sie einst als Sklavin weggeführt worden war: — „Im Allgemeinen legen die Amerikaner eine große Gleichgültigkeit an den Tag, wenn sie ihre Freiheit verlieren oder ihrer Verwandteu beraubt werden, während Vaterlandsliebe ihnen so fremd ist, als gesellige Zärtlichkeit und häusliche Treue. Die Verheirathung ist den Eingeborenen ein sehr unwichtiger Akt. Wenn ein Mann sich ein Weib nimmt, so denkt er sich so wenig Etwas dabei, als wenn er eine Kornähre vom Halme knickt. Liebe und Zuneigung kommen dabei gar nicht in Betracht." Dagegen unterwerfen sie sich willig der Autorität und sind gegen die Häuptlinge, Priester und Herren von Ehrfurcht erfüllt. Sie werden von jenem Reisenden folgendermaßen in wenigen Worten charakterisirt: „Die wenigen Gelegenheiten, bei welchen wir ihr Wesen erforschen konnten, haben doch die Ueberzeugung in uns befestigt, daß sie ein einfaches, ehrliches, harmloses, aber schwaches, furchtsames und feiges Volk sind. Sie kennen nicht gesellige Anhänglichkeit und besitzen sehr wenige von den häuslichen Tugenden, welche unsere Zuneigung hätten erwecken können, keine von jenen allgemeinen Eigenschaften eines Volkes, welche Achtung gebieten oder Bewunderung einflößen. Die Liebe zu ihrem Land wurzelt nicht so tief in ihrer Brust, daß sie dessen Vertheidigung gegen einen verachtenswerthen Feind als Pflicht betrachten könnten und von jener großartigen Energie, jenem Edelmuth, jener Todesverachtung und Tapferkeit, welche die Wilden Nord-Amerikas und anderer Ländertheile auszeichnen, von diesen Tugenden finden wir bei dem trägen Volke Afrikas keine Spur. Unbekümmert um die Vergangenheit und ohne alle Sorge für die Zukunft, leben sie nur in der Gegenwart, welche alle ihre Handlungen bestimmt. In dieser Beziehung kommen sie einer wilden Thiergattung fast näher als irgend einem lebenden Volke auf der Oberfläche der Erde." Ich frage, ob nicht diese Raçe zur Sklaverei bestimmt und ob es nicht eine Ver-

besserung ihrer Lage ist, wenn sie zu Leibeigenen civilisirter Menschen gemacht werden?

Wir glauben ferner, daß es die Tendenz der Sklaverei ist, den Charakter der Herren zu heben. Ohne Zweifel sind sie, besonders die Jugend, in der Berührung mit unwissenden und knechtischen Geschöpfen von roher Lebensart einer zu frühzeitigen Kenntniß des Lasters ausgesetzt. Wir glauben jedoch, daß Abscheu und Widerwillen gegen die ihnen eigenthümlichen Laster die eigentliche Folge dieser Bekanntschaft und Berührung seien. Wenn die Spartaner der Jugend die Laster der Sklaven vor die Augen führten, um sie dann auf den Weg zur Tugend zu leiten, so kannten sie die menschliche Natur. Wir schmeicheln uns, daß diese Erniedrigung, ohnehin gemildert, die Wirkung hat, die Rechtlichkeit dauernder, den Charakterstolz und die Ehrenhaftigkeit bei uns heimischer zu machen und mehr zu verbreiten, als in Ländern, wo die Institution der Sklaverei nicht besteht. Welche Fehler oder Untugenden den Sklaveneignern auch immer aufgebürdet werden mögen, der Ehrlosigkeit, Falschheit und Feigheit kann man sie nicht anklagen. Unsere Institution wäre vor Gott und aller Welt verdammt, wenn nicht gegenüber der hoffnungslosen Dummheit und der Erniedrigung eines Theils der Gesellschaft, die andere Klasse durch ihre Fähigkeiten und Tugenden um so höher stände und wenn nicht neben dem erniedrigten rohen Sklaven freie Menschen lebten, welche gleich ehrlos, gleich unwissend und gleich tief stehend, mit ihnen in eine Kategorie gehören. Es giebt eine scharf gezogene Grenze, über welche hinaus kein sklavisches Laster zu dringen vermag, um Verbreitung zu gewinnen. Eine Klasse bleibt von Allem, was die Gesellschaft und den Staat bewegt, unberührt, — die andere hat mit um so größerer Energie und Ergebung an der Wohlfahrt des Staates zu arbeiten und so zu compensiren, was an jener untergeordneten Klasse verwerflich ist.

Ich habe schon bemerkt, daß die Arbeit Freier billiger sei als Sklavenarbeit und soweit dies sich bestätigt, ist die Lage der freien Arbeiter eine schlechtere. Präsident Dew hat zur Genüge dargelegt, daß es nur in den nördlichen Ländern so sei. Bekanntlich wirkt ein heißes Klima erschlaffend auf den menschlichen Körper. Die Erde ist produktiv bis zum Ueberfluß; in einigen Regionen schafft die Sonne den Lebensunterhalt und Existenzmittel erlangt man ohne einen Aufwand von Kraft und Mühe. Eben diese Ueppigkeit der Vegetation aber macht die Luft ungesund und wenn wirklich keine bestimmte Krankheit Platz greift, so wirkt die Atmosphäre auf die Organe des Körpers. Trägheit setzt die Nerven diesen Wirkungen noch mehr aus und nur der Zwang kann unter solchen Umständen die Abneigung gegen alle Thätigkeit beseitigen und so durch die rege Bearbeitung des Bodens ein gesundes Klima schaffen.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß überall in tropischen Klimaten oder solchen, welche den Tropen nahe liegen, die Sklaverei besteht, d. h. in einem gewissen höheren Grade; im anderen Falle ist die Thatkraft des Volkes so entwickelt, daß eine Hinneigung zu derselben bemerkbar wird. Mexiko und die südamerikanischen Republiken, ihren Weg zur Unabhängigkeit fortschreitend, und nachdem sie das Possenspiel der Sklaven-Emancipation hinter sich haben, wenden sich der Sklaverei selbst in ihrer rohesten Natur wieder zu. Das einzige Land des südamerikanischen Continents, welches bedeutende Fortschritte trotz einer schwachen Willkürregierung zu machen scheint, ist Brasilien *), wo die Sklaverei erhalten wurde. Cuba geht rasch einem Zustande der höheren Civilisation und den Wohlthaten einer reichen Industrie entgegen und das verdankt es seinen Sklaven. St. Domingo ist aus der Reihe der civilisirten Länder gestrichen und was das britische West-Indien betrifft,

*) Der Verfasser vergißt Chile und Peru. Fr. P.

so droht ihm dasselbe Loos. Wenden wir unsern Blick auf Europa, so sehen wir Spanien und Portugal einem Verfalle entgegeneilen. Die Südküsten werden von Krankheiten verheert, deren Ursachen nur eine eifrige Pflege der Arbeit vernichten kann; aber die Industrie wird dort nie Gegenstand der Pflege werden. Griechenlands Bevölkerung, eine sehr dünne, steht zum Theil auf einer niederen Stufe. Ein englischer Arzt, durch gesunden Verstand und einen scharfen Blick ausgezeichnet, hat ein Werk über die Zustände in Italien geschrieben und giebt uns ein vortreffliches Bild von dem Süden. Mit dem Verfalle der Industrie ist auch das Klima dem Menschen verderblich geworden und scheint bis zu der Unerträglichkeit zurückzugehen, von welcher einst Sklavenarbeit das Land befreite. Ein Gift dringt in des Menschen Adern, welches die Impulse des Lebens und Schaffens erstickt und in Krankheiten aller Art seine bösartigen Wirkungen zeigt. Von Jahr zu Jahr kehrt die Pestluft wieder und schränkt den Raum ein, welcher für die Erhaltung des Lebens den Menschen noch übrig gelassen ist. Die Krankheit und physisches Elend bringen aber die Industrie stets mehr in Verfall und wenn dieser Prozeß des Verkommens noch ferner ungestört vor sich geht, dann scheint Italien das Land zu werden, wo die Colonisation für neue Experimente einen Boden findet.

Es gab eine bessere Zeit für Italien; es gebot über Sklaven. Rom beherrschte Millionen und Italien war ein Paradies; die eiserne Energie des Körpers stand mit dem großen Streben des Geistes im Einklang und befähigte seine Bewohner zu ihren Eroberungen in jedem Klima und jedem Lande; eine Fluth wälzte sich von Süden nach dem Norden und trug Roms Gesetze und seine Bildung über die Erde, welche es beherrschte. Das war Italien und was ist es nun? Griechenland bietet uns wahrlich kein weniger schlagendes Bild dar. Aber was ist die Ursache dieser erstaunlichen

Umwandlung? Ohne Zweifel haben gar viele Ursachen zusammengewirkt, doch wenn auch

Krieg, Pest und Hungersnoth, Wasser und Feuer
Den Stolz der Siebenhügelstadt gebrochen,

so wage ich doch zu behaupten, daß Nichts so verderbliche Folgen gehabt, als die Aufhebung der Sklaverei. Wer könnte das bezweifeln? Hätten die Römer noch Sklaven und eine energische Civilregierung, das tödtliche Miasma würde nicht auf der Campagna liegen und nicht die Siebenhügelstadt bedrohen. Wäre nicht der Boden eine Quelle des Reichthums und des allgemeinen körperlichen Wohlseins geblieben, wären die Wüsten und Sümpfe nicht bebaut worden?

Ja, für uns, die wir diese Institution selbst bei dem besten Willen nicht von unsern Schultern schütteln können, bieten die Republiken des Alterthums Lehren von unschätzbarem Werth. Sie sagen uns deutlich: die Sklaverei ist mit der Freiheit, der Dauer einer guten bürgerlichen Regierung vereinbar, verträgt sich vollkommen mit der Dichtheit der Bevölkerung, mit der Entwickelung der Macht und Bildung des Volkes. Und in welchen Beziehungen werden sie ungeachtet der unermeßlichen Vortheile der christlichen Religion und der Buchdruckerkunst von diesem modernen Europa übertroffen, welches sich veranlaßt, der Welt Gesetze und Meinungen vorzuschreiben? Ist es freier? Hat es glorreichere Thaten in seine Geschichtsbücher geschrieben und erhabenere Tugenden ausgestrahlt. In den höheren Gebieten der Intelligenz, in Allem was sich auf den Schönheitssinn und die Phantasie bezieht, hält es den Vergleich nicht aus und wo die Europäer die Alten übertreffen, in den Resultaten der Philosophie, der Forschung, der Erfindungen, welche die Lücken des physischen Genusses auszufüllen bestimmt sind, da haben sie der Mittel nicht entbehrt, welche Griechenlands Geist bietet. — Wenn nach Verlauf eines Zeitraumes, in welchem der Geist der Republik fast die Erinnerung

an sie dahin starb, die Römer tief sanken, so liegt darin der Beweis, daß der Wechsel der häuslichen Leibeigenschaft mit der großen politischen Sklaverei verderblich wirkte. Das unbestrittene Ergebniß der Erfahrung der Welt ist, daß in den südlichen Staaten, wo eine gute Regierung neben der landwirthschaftlichen und häuslichen Sklaverei besteht, ein Gedeihen unverkennbar bleibt und daß im entgegengesetzten Falle Entartung und Barbarismus in Blüthe kommen. Können wir uns denken, es liege in der Absicht des Schöpfers, daß diese Gebiete, welche die fruchtbarere Hälfte der Erdoberfläche einnehmen, der Entvölkerung, dem Barbarismus preisgegeben bleiben? Die Arbeit des freien Mannes wird sie aber der Cultur niemals gewinnen.

In unserem eigenen Lande blicke mau auf das untere Missisippithal, welches zu einem großen Egypten umgeschaffen werden könnte. In unserem Lande liegen weit ausgedehnte Strecken des fruchtbarsten Bodens, welche zu einem thätigen strebenden Reiche zu entwickeln wären. Jetzt sind sie verlassen, werthlos und ihre Sümpfe verbreiten die Pest über das Land. In anderen Theilen des Continents herrscht Ueberfluß an fruchtbarem Boden und alle Thätigkeit ist durch dessen Bebauung schon in Anspruch genommen. Sollen diese reichen Gebiete dem Alligator, der Schildkröte und hier und da einem elenden, hungernden und kriechenden emancipirten Schwarzen überlassen bleiben. Gottes Finger weist auf eine Raçe hin, die wir nicht mehr zu Sklaven zu machen brauchen, Menschen, die Sklaven sind, die sich dieses Wechsels in ihrer Lebensweise nur freuen, unser Klima nur suchen können, die, obgleich zur Trägheit geneigt, geduldig und arbeitsfähig sind, auf deren Stirn die Natur unauslöschlich das Wort „Sklave" geschrieben, deren Geistesrichtung und Charakter die Natur der Sklaverei angepaßt hat. Und wir sollen uns Dieser nicht bedienen, um das erste große Gebot zu erfüllen; herrschet über die Erde!

Wer unsere Institution nicht kennt, der hält es für

eine gefahrbringende schwierige Aufgabe, die sie bedrohenden Empörungen zu ersticken, der trägt sich mit der Einbildung, wir schliefen über einer Mine, welche über Nacht platzen und uns mit einem Male vernichten würde. Wenn ein nächtlicher Lärm in einer Stadt unseres Landes die Fremden aus dem Schlafe stört, so ist ihr erster Gedanke: die Sklaven revoltiren, morden, plündern! Wir sind in dieser Beziehung sicherer als irgend ein Volk in der Welt. In einer jeden Gesellschaft befindet sich eine Klasse, welche bei dem Sturz der gesetzlichen Gewalt und der Untergrabung der socialen Ordnung mehr zu gewinnen als zu verlieren hat. Der Bodensatz der Gesellschaft tritt an die Oberfläche. Aus schon angeführten Gründen sind diese Menschen vorzugsweise geneigt, ihr Elend als das Resultat einer schlechten ungerechten Regierung zu betrachten und mit Argwohn, Haß und Grimm auf dieselbe zu blicken. Sie sind daher der leidenschaftlichen Aufregung stets zugänglich und der Versuchung ausgesetzt, ihre Sehnsucht nach einem besseren Dasein durch Empörung und Neuerung zu befriedigen. Setzen wir eine gleiche Gesinnung bei unsren Sklaven voraus, so frage ich, welche Mittel stehen ihnen zu Gebote, ihre Hoffnungen zu realisiren? Die Armen anderer Länder gelten für „frei.“ Es hat kein Mensch ein persönliches Interesse dabei, Tag und Nacht ihre Bewegungen und Handlungen zu überwachen. Ihre Emissäre durchstreifen ungehindert jeden Theil des Landes, um die Insurrection zu organisiren. Da sie gebildeter und umsichtiger sind, so ist es ihnen leichter, in Vereinigung zu treten. Sie können Waffen erwerben und verbergen. Und nicht allein die Unwissenden oder Diejenigen, welche gewöhnlich arm genannt werden, sind der Revolte zugethan; es giebt unzählig viel Unzufriedene, Männer, welche sich in einer verzweifelten Lage befinden oder Andere, welche stets bereit sind, ihre Talente der Führung der der Gesellschaft feindlich gegenüberstehenden Masse zu widmen. In den höheren Stän-

den giebt es Einzelne, welche auf dem Wege der philosophischen Betrachtung zu denselben Ansichten und Hoffnungen gelangt sind und von der Unterdrückung und dem Rechte der Armen sprechen.

Eine ausgedehnte planmäßige Verbindung ist unter den Sklaven physisch unmöglich. Sie können sich keine Waffen verschaffen, können keine verbergen. Ihren Abgesandten würde man die geheime Depesche von der Stirn ablesen können. Wenn unter ihnen auch nur ein Einziger fähig wäre, das Talent und die Thatkraft sich zu erwerben, welche ihn zur revolutionairen Führerschaft befähigen, so würde er doch weder in weiten Kreisen bekannt werden, noch im Stande sein, sich das nothwendige Vertrauen zu verschaffen. Unter den freien Weißen aber ist vielleicht mit Ausnahme einiger Leichtsinnigen und Verbrecher, Keiner so arm und so elend, daß er nicht bei dem Gelingen eines rebellischen Versuchs verlieren würde. Jeder wäre thätig und wachsam, um das Vorhaben zu entdecken und zu ersticken oder würde, wenn ein Ausbruch erfolgen sollte, die Gesellschaft vertheidigen. Eine Erhebung unserer Sklaven, welche von ihnen selbst ausgeht, kann keinen Erfolg haben.

Man nimmt an, unsere Institution werde sich im Falle einer Vertheidigung wider einen fremden Feind als eine Quelle der Schwachheit erweisen. Ich behaupte, daß eine sklavenhaltende Gemeinschaft eine größere militairische Macht ins Feld zu stellen hat, als ein Staat, welcher keine Sklaven besitzt. Fast alle kampffähigen, freien Männer, die Hälfte der ganzen kampffähigen männlichen Bevölkerung, können ins Feld treten, ohne daß materiell die Hülfsquellen des Landes vernachlässigt werden müßten, denn im Allgemeinen wird bei uns die Arbeit durch Sklaven verrichtet, während in anderen Ländern die Armeen zumeist aus den Arbeitern bestehen. Kein Theil dieser Arbeiter kann unter Waffen treten, ohne daß der Industrie und dem Reichthum des Landes Abbruch geschähe. . . .

Bei der allgemein gehegten und verbreiteten Ansicht von unserer Schwäche wird man uns zum Angriffs-Punkt ausersehen, wenn das Land einmal bekriegt werden sollte und wir würden das Flandern der Vereinigten Staaten werden. Woher der Sturm auch komme, wir werden den ersten Stoß aushalten müssen. Man wird sich erinnern, daß vor nicht langer Zeit, als Feindseligkeiten mit Frankreich Platz zu greifen schienen, die Idee auftauchte, den Süden zu attakiren und eine Rebellion anzustiften. Thorheit und Schwäche nur erwecken solche Pläne. Abgesehen davon, daß die Treue und Anhänglichkeit unserer Sklaven an ihre Herren unerschütterlich ist, daß bei der Uebereinstimmung ihrer Gefühle mit den Gesinnungen Derer, welche sie stets umgeben, welche allein Einfluß auf ihr Gemüth haben, das Entsetzen und die Aversion vor der Unterjochung und dem Einfalle eines Feindes bei ihnen nicht geringer sein können, als bei den Weißen, — abgesehen davon, haben wir sie im Besitz und können sie in beliebiger Zahl bewaffnen und organisiren, ehe es dem Feinde nur entfernt möglich wäre, sie zu gewinnen. Die Heloten waren ein regulärer Bestandtheil der spartanischen Heere. Mit dem Charakter unserer Sklaven vertraut, gewohnt über sie zu gebieten, könnten wir eine Strenge der Disciplin anwenden, welche ihre Wirkung nicht verfehlen würde und da sie ohnehin im unbedingten Gehorsam auferzogen sind, so wäre ihre Leitung eine leichte Aufgabe. Sie sind furchtsam, aber nicht körperlich schwach. Sie sind empfänglich für das Lob und die Auszeichnung, und wenn ein Mann sie führt, zu welchem sie Vertrauen haben, sie würden mit ihm ohne Zögern jeder Gefahr entgegen gehen. Von Weißen befehligt und von einer starken Cavallerie, aus Weißen bestehend, begleitet, sind sie eine Truppe, welche, wie keine in der Welt, den Staat der Sorge um Verrath und Untergang enthebt.

Wenn einmal die Agrikultur-Arbeit erschöpft ist, und das Bedürfniß nicht mehr vorhanden, dann werden die Skla-

ven zu anderen Beschäftigungen und Unternehmungen verwendet werden. Schon findet man, daß sie zu den Arbeiten, welche die öffentliche Verbesserung der Verkehrsmittel des Landes erfordern, tauglich sind. So wie die Sclaven-Arbeit im Preise sinkt, wird sie auch zu den verschiedenartigsten Zwecken herangezogen und in größerem Maaße vereinigt. Dieselbe läßt sich mit größerer Leichtigkeit combiniren und leiten, und wenn man sorgt, daß der Gehorsam sich erhalte, dann ist die sociale Ordnung weniger durch die Sklaven gefährdet, als jetzt durch die Arbeiter, welche wir freie nennen. Vergessen wir nicht, daß die großen, Geschlechter und Zeiten überlebenden Denkmäler der Kunst und des menschlichen Fleißes, die Wunder Egyptens und die ewigen Werke Roms, durch Sklavenhände aufgerichtet wurden. Es wird im Laufe der Jahrhunderte eine Periode kommen, wo auch wir Werke, so groß wie jene, schaffen können, nützlicher als die Pyramiden und nicht weniger bewundernswerth als der See Möris. Welches das Ende sein wird, welche Umwälzungen im Schooße der Zukunft verborgen liegen, welchen Erschütterungen unsere Gesellschaft noch ausgesetzt ist, ob die Herren, indem sie es unmöglich finden, mit den Sklaven zu leben, nicht gezwungen sein werden, ihnen das Land zu überlassen, — es wäre eitel und dünkelhaft, darüber Vermuthungen auszusprechen.

Ich habe mich bisher mit der abstrakten Frage beschäftigt, ob die Institution der Sklaverei mehr Keime des Guten als des Bösen in sich trage. Etwas Anderes ist es, wenn man uns vorschlägt, eine Institution abzuschaffen, welche, verwebt mit jeder Faser des politischen Körpers, die Sitten der Gesellschaft gebildet hat, durch Generationen in der Pflege derselben feierlich bestätigt worden ist.

In einem Punkte stimme ich mit den Abolitionisten vollkommen überein: wenn die Emancipation durchgeführt werden soll, dann muß es sofort und im weitesten Umfange geschehen. Nehmen wir nun ihre Durchführung in irgend

einer Weise als gewiß an und vergegenwärtigen uns die Wirkungen.

Die nächste und sicherste Wirkung wäre die, daß es mit der Ausbeutung unseres großen Stapelplatzes im Süden zu Ende ginge, daß die bedeutendsten Handels-Artikel nicht mehr producirt werden könnten. Dieses Resultat wäre unzweifelhaft, auch wenn wir voraussetzen, daß die befreiten Neger als in keiner Weise von den freien Arbeitern anderer Länder verschieden, betrachtet würden. In diesem Falle würden sie der Lohn-Arbeit bald entsagen, würden sich über unser ausgedehntes Gebiet zerstreuen, um als Landeigenthümer zu leben. Die Kultivirung des Bodes in großem Maßstabe kann nur in Ländern betrieben werden, welche Sklaven besitzen, oder einen Ueberfluß an freien Arbeitern haben. Wo es in unserem eigenen Lande keine Sklaven giebt, da ist das nicht, wie in dem übervölkerten England möglich, wo die Konkurrenz den Gipfelpunkt erreicht hat. Und unsere Institutionen scheinen den Bedürfnissen unserer verschiedenen Verhältnisse angepaßt. Dort wird zu einer Zeit des Jahres eine größere Anzahl von Arbeitern verlangt, als zur anderen, und der Farmer vermehrt oder vermindert je nach den Umständen die Zahl der Beschäftigten. Hier wird zu jeder Zeit des Jahres dasselbe Quantum von Arbeitskraft verwendet, und es bringt dem Pflanzer keinen Nachtheil, wenn er seine Arbeiter das ganze Jahr hindurch behält. Man denke sich nun eine große Reis- oder Baumwollen-Pflanzung durch freie Arbeiter bebaut, welche eine Erhöhung des Lohnes zu einer Zeit, wo die Vernachlässigung von wenigen Tagen die ganze Ernte zerstören würde, fordern und sich weigern, fortzuarbeiten. Wenn es einem Pflanzer überhaupt möglich wäre, Arbeiter sich zu verschaffen, wer hätte Lust unter solchen Unständen eine Pflanzung in Besitz zu nehmen? Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Produktion auf Null herabsinkt, wenn der Besitzer den Boden mit eignen Händen bebaut; er kann nicht mehr

schaffen, als den Lebensunterhalt für sich und seine Familie. . . . .

Ein ausgezeichneter Bürger unseres Staats hat noch vor Kurzem nachgewiesen, daß die Produktion unseres größten Handelsartikels, der Baumwolle, im höchsten Grade zu dem Fortschritte der Civilisation beigetragen hat. Nun! fordert uns nicht die Selbsterhaltung beständig auf, der Verstopfung einer Quelle zu widerstehen, aus welcher so vieles Gute kommt? Es handelt sich um mehr als Selbsterhaltung, es handelt sich um die Erhaltung und den Schutz von Millionen menschlicher Wesen, die weit von uns entfernt, der Gefahr ausgesetzt sind, ihre Existenz zu verlieren. Es handelt sich um die Vertheidigung der Civilisation. . . .

Ich brauche mich nicht bei der Frage aufzuhalten, ob ein Versuch, die Sklaven zu colonisiren, praktisch von Erfolg sein würde oder nicht. Die beiden durch die Hand der Natur so weit von einander geschiedenen Raçen müssen zusammen bleiben, um eine homogene Bevölkerung zu bilden. Wer die Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft nur einigermaßen kennt, der wird nicht erst den Beweis fordern, in wie fern jener Versuch ein Versuch bleiben muß und weshalb eine Raçe von der andern vernichtet oder geknechtet wird. Ich habe unterstellt, daß die befreiten Neger als eben so nützlich sich erweisen würden, wie freie Arbeiter; wir wissen indessen sehr wohl, daß das nicht so sein kann, daß nur der Zwang der Sklaverei ihrer Neigung zum Müßiggang eine Grenze zu setzen vermag, daß nicht Einer unter Zehn ein nützlicher fleißiger Arbeiter werden würde. Wenn ihre Natur dem widerspräche, es würde doch eine Folge ihrer Lebenslage sein. Es ist, soweit die Gefühle des Individuums davon berührt werden, tausendmal drückender, durch die öffentliche Meinung sich erniedrigt zu sehen, als durch die Gesetze. So aber würden sie erniedrigt werden und dieses Gefühl verträgt sich nicht mit der Liebe zur sittlichen Ordnung und dem Fleiße. Sie würden, durch die Verachtung und Aus-

schließung von der Gesellschaft Anderer, die Lust an aller Thätigkeit verlieren. Die Hälfte unserer Bevölkerung würde plötzlich aus Armen bestehen. Möge sich einmal ein Einwohner von Philadelphia oder Newyork die Lage seines Staates vergegenwärtigen, wenn die Hälfte der Staatsglieder aus freien Negern bestände. Da das Band, welches sie jetzt aneinander fesselt, zerrissen wäre, so würden sich die beiden Raçen stets mehr und mehr von einander entfernen und eine unversöhnliche Feindschaft schlüge Wurzel. Von der Ueberwachung und Leitung befreit, welche sie jetzt in Schranken halten, würden sie unfehlbar von kleinern zu größeren Verbrechen geleitet, bis Leben und Eigenthum keinen Sicherheit mehr fänden. Ein Angriff fordert die Rache heraus und endlich wäre der offene Krieg, der Vernichtungskampf, nicht mehr zu vermeiden. Die stärkere weiße Raçe würde den Sieg davon tragen, und wenn sie ihre Feinde, die Schwarzen, nicht gänzlich ausrotten wollte, so wäre sie natürlich gezwungen, dieselben zu Sklaven zu machen, nun, da sie weder für die Freiheit, noch für die Sklaverei geeignet sind. Nicht nur weil es unsere Sicherheit und der Schutz unseres Landes und alles Dessen was uns heilig und theuer ist, sondern weil es das Wohl der Sklaven selbst erfordert, wollen wir sie nicht emancipiren.

Wenn wir uns vorstellen, sie befänden sich im Genuß politischer Rechte und wären wahlfähig und wählbar, wir müßten auf noch schlimmere Resultate gefaßt sein. Sie würden das Werkzeug leichtsinniger Politiker, welche sie zu ihrem Ehrgeize und zur Förderung ihrer politischen Pläne so lange ausbeuteten, bis die Macht und Wichtigkeit derselben über ihre eigene Absicht hinaus angewachsen sein würde. Wühlerische Partheien würden sich um den Besitz dieser Waffe streiten und den wählbaren und wahlfähigen Afrikanern den Hof machen. Daß sie in der That zu Bedeutung gelangen würden, können wir um so eher voraussetzen, als anzunehmen ist, daß unter solchen Umständen viele Weiße

auszuwandern gezwungen wären. Man vergegenwärtige sich eine Herrschaft von solchen Gesetzgebern! . . . . . Die Schwarzen werden in Versuchung kommen, sich an der weißen Raçe für ihre lange Oberherrschaft zu rächen, und so wird der Lauf der Dinge endlich zur allgemeinen Anarchie und Kakistokratie hinführen. Wenn der böse Geist alles erdenkliche Elend, allen Schrecken und alle Zwietracht auf die Erde senden wollte, kein Plan wäre wirksamer als die Emancipation der Neger innerhalb der Grenzen unseres Landes. . . . .

Zuweilen äußern die Schriften der s. g. Philantropen auf den Geist der Sklaven-Besitzer einigen Einfluß, machen sie in ihrem Urtheile irre, indem sie ihr Gewissen beunruhigen. Es ist natürlich, daß der Unterdrückte den Unterdrücker haßt. Es ist jedoch noch natürlicher, daß der Unterdrücker sein Opfer haßt. Man überzeuge den Herrn, daß er Unrecht an seinem Sklaven thue, und er sieht mit Argwohn und Bosheit auf ihn hernieder. Es liegt im Geiste des Menschen begründet, daß derselbe sich verwegen und verzweifelt über den Grad des Unrechts hinaus setzt, wenn ihn die Nothwendigkeit oder die Versuchung treibt, selbst dann noch in der Ausübung dieses Unrechtes fortzufahren, nachdem ihm die ganze Verwerflichkeit seines Thuns einleuchtend geworden ist. Man hat mir einmal von einem Herrn erzählt, welcher sein strenges Verfahren gegen die Sklaven und ihre übermenschliche Anstrengung mit der Bemerkung entschuldigte: „das Ding" (die Sklaverei) sei im Ganzen genommen ein Unrecht und deshalb müsse man den größtmöglichsten Vortheil daraus zu ziehen versuchen."

Diese ganze Agitation treibt manche Sklavenhalter dahin, weniger treu an ihrem Lande zu hängen. Es schleicht sich bei ihnen die Meinung ein, die Institution sei von zweifelhaften Charakter; verflucht und verurtheilt durch die öffentliche Meinung der ganzen Welt, — müsse sie bald ihr Ende erreichen. So machen sie sich bereit, dem Uebel zu

entfliehen, welches sie als gewiß annehmen. Einige verkaufen ihre Schwarzen neuen Herren (stets ein Unglück für die Sklaven) und siedeln in eine andere Gesellschaft über, deren Sitten und Gewohnheiten mit den ihrigen nicht übereinstimmen und obgleich wir annehmen dürfen, daß nur die Schwachen und Furchtsamen sich dahin bringen lassen, so ist ihr Verfahren deshalb doch nicht minder als ein öffentliches Unglück zu bedauern. Die Gesellschaft wird in einen Zustand der Unruhe, des Zweifels und der Ungewißheit versetzt und jedmöglicher Fortschritt damit in Frage gestellt.

Einige Pläneschmieder schlagen vor, die Sklaven zur Freiheit zu erziehen; — als ob der Mensch auf künstlichem Wege, anders als durch sich selbst, frei werden könnte. Die Wahrheit ist indessen, daß, sie sich angenommen, sie sollten in Kürze emancipirt werden, und hätten dazu die Fähigkeiten einer jeden andern Raçe, der bestmöglichsten Erziehung unterwerfen würden, welche man ihnen geben könnte. Sie sind schon auf dem Wege sich dauernd an die Sitten der Weißen zu gewöhnen und an einen beharrlichen Fleiß und das ist die zunächst erforderliche Erziehung. Ich glaube, ihre eifrigsten Vertheidiger wünschen nicht, sie unmittelbar nach ihrer Befreiung zu hohen Stellungen in der Gesellschaft gelangen zu lassen, sondern sind der Ansicht, daß sie ihr Leben in der Freiheit als Arbeiter beginnen müssen, um sich stufenweise, wie es ihre Fähigkeiten und ihr Charakter gestatten, zu entwickeln und zu erheben. Aber man würde nicht weit über die Grund-Elemente der Erziehung hinausgehen. Es ist aber das Bestreben der Gesellschaft unserer Süd-Staaten, die Sphären ihrer Beschäftigungen zu erweitern und ihnen also den Unterricht zu geben, welcher für die Verrichtung aller Beschäftigungen erforderlich erscheint. Der Grund liegt nahe, es ist das Interesse ihrer Herren. Wie sehr würde der Werth eines Sklaven sich erhöhen, wenn ich ihn als Schreiber gebrauchen könnte, oder wenn er be-

fähigt wäre, wie ein Handwerker zu kalkuliren und zu spekuliren? Aber da auf diesem Wege sehr sanguinische Hoffnungen rege gemacht würden, so hat es die Gesetzgebung für gut gehalten, ein solches Streben zu unterdrücken und die Sklaven von der Erwerbung solcher Kenntnisse auszuschließen, welche sie zu einer gefährlichen Nutzanwendung verleiten würden. Könnte dem vorgebeugt werden, könnten wir das Bewußtsein völliger Sicherheit haben, die Beschränkung wäre nicht länger nöthig und der Prozeß, von dem ich gesprochen, würde beschleunigt werden. Wenn Anzeichen von der höheren Befähigung eines Sklaven vorlägen, so würde man diese pflegen, entwickeln, nach und nach zu vielen verschiedenen Arbeiten ausbeuten, wie dies bei den Alten geschah, vielleicht in liberalerer Weise. Wenn es denn der Wille Gottes ist, daß sie einst und auf einem Wege, der uns verschleiert ist, in den Genuß der Freiheit wieder eintreten, dann würden sie dafür durch die stufenweise Ausbildung, eine wirksame und naturgemäße Methode vorbereitet werden. Der Fanatismus aber eilt in rücksichtslosem Ungestüm zum Ziele. Ich hörte sagen, Gott thut Gutes, aber er thut es in unbemerkbarer Stufenfolge; dem Teufel ist es gestattet, Böses zu stiften, aber er thut es in eiliger Hast. Die wohlthätigen Prozesse der Natur sind den Sinnen nicht wahrnehmbar. Man sieht die Pflanze nicht wachsen, noch ihre erquickende Blüthe sich entfalten; der Vulkan, das Erdbeben, der Orkan, verrichten ihr Werk der Verheerung in einem Nu. Und so würde eine Verwüstung die Folge sein, wenn jene Fanatiker ihren Zweck erreichen sollten. Sie sind nur darauf bedacht, Alles zu thun, um die wohlthätigen Absichten der Vorsehung zu vereiteln. Ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, die Summe der gegenwärtigen Leiden zu erhöhen und die Möglichkeit künftiger Verbesserungen abzuschneiden; in ihren Versuchen und ihren Erfolgen haben sie stets das nackte reine Böse hervorgebracht und werden es immer hervorbringen."

Mit dieser Tirade wider seine Gegner leitet Kanzler Harper sein „**Memoir on Slavery**“ ein, vor der Gesellschaft für „**the Advancement of Learning**“ in Süd-Carolina, gelesen.

III. Drei Briefe einer neu-englischen Lady an Frau Pulsky.

—. 13. Juli 1852. Meine theure Frau Pulsky! Trotz Allem, was über das finstere Aeußere der Amerikaner gesagt worden ist, glaube ich doch, daß ein Fremder, welcher eben aus den Wirren Europas kommt und das Ufer dieses Landes der Freiheit und der Fülle betritt, die Menschen hier eben so freundlich zu finden erwartet, als ihr Glück, und den Ausdruck der Gesichter von Maine bis Louisiana, obgleich ernst und nüchtern, wie es sich für Die geziemt, deren Hammerschläge die Erde erschüttern, doch voller Hoffnungen und frei von quälenden Sorgen. Statt dessen fällt dem Fremden und Jedem, der eine Parallele zwischen unserm und einem anderen Land zu ziehen vermag, der kalte besorgte Gesichtsausdruck unserer Männer und der matte nachdenkliche Blick unserer Frauen auf. Selbst unsern Kindern spricht man die natürliche Anmuth der Jugend ab und sagt, sie würden alt vor der Zeit. Da sie früher zur Reife gelangen und mit den Genüssen des Lebens und seinen Lasten vertraut, so geht ohne Zweifel die Blüthe-Zeit der Jugend eher zu Ende und Mühe und Beschwerniß herrschen ja in unserm Lande, wie anderswo auch. Aber diese Frühreife ist nicht die Schuld der Eltern. Sie tragen freudig die Bürde, welche ihren Kindern die Freiheit gibt und die Mutter sichert ihrer jungen Brut, so lange sie noch im Neste liegt, wenigstens ein freies, fröhliches und glückliches Leben. Die Kinder sind Regenten in Amerika. Sie

sind die wichtigsten Mitglieder der Gesellschaft, da von ihnen das Geschick der neuen Welt abhängt und sie dem väterlichen Herzen die Gelegenheit gewähren, das eigne Daseyn noch einmal, frei von vergangenen Irrthümern und Sorgen, durchzuleben. Der Vater sagt: Ich kann nicht mehr sein, als was der Mangel an Erziehung und ein harter Kampf mit der Welt aus mir gemacht hat; aber meine Kinder sollen das sein, wozu all' ihre natürliche Kraft sie zu erheben vermag.

Kehren wir zu dem oft mißverstandenen Gesichtsausdruck zurück, dessen nationale Bedeutung ich zugestehen muß. Wir haben unsere besonderen socialen Schwierigkeiten; keine jedoch ist drückend genug, um das Gesicht des ganzen Geschlechtes zu verfinstern. Was den Mangel an geeigneten öffentlichen Vergnügungen in Amerika betrifft, worüber so Vieles gesagt wird, so räume ich den Werth solcher vollkommen ein; aber, wenn wir befähigt sind, sie zu genießen, dann werden wir es thun, denn der Amerikaner trägt sich nicht lange vergeblich mit seinen Wünschen. Unser Temperament ist wohl ernst, aber nicht trübselig und es könnte der Fall sein, daß wir mindestens ebenso sehr zum Genusse taugen, als die Engländer. Entweder sind wir undankbar, nicht zu befriedigen, oder es liegt in unserer Lebensart etwas Unglückliches, wenn nicht Verkehrtes. Manche Menschen klagen mit einigem Grund das Klima an und glauben unser Geschlecht gehöre nicht auf diese Seite der Welt, ein unerklärliches Heimweh wirke zerstörend auf unsern Körper und werde uns schließlich einmal wieder über das Wasser treiben oder geistig und physisch uns umschaffen. Aber ich mag doch diesen glänzenden Himmel nicht verlassen und diesen schönen Boden und die mächtigen Ströme. Ich liebe dieses Land und möchte trotz aller Achtung vor den Ethnologen noch ein paar hundert Jahre hier zu leben versuchen. Daß das Klima erschöpfend unsere Nerven erregt, unterliegt keinem Zweifel, aber indem es

das Nervensystem erschüttert, erhebt es den ganzen Menschen und begabt ihn mit einem mächtigen Thätigkeitstriebe. Den Einfluß des Klimas, einmal anerkannt, haben wir nur durch unsere Diät und Lebensweise zu bekämpfen. Wenn wir unsern Sauerstoff schneller einathmen und so heftiger unsern Lebensweg zurücklegen, was liegt daran? Unser eigentliches Leben kann wohl eben so dauernd sein und es ist nicht erwiesen, daß die Vollkommenheit des unsterblichen Menschen die verschwenderischeste Entwickelung des thierischen Menschen erfordere.

Was mich betrifft, so glaube ich, daß die Lage des Menschen auf diesem Kontinente ein hoffnungsvolle ist. Was man auch von der angelsächsischen Oberherrschaft sagen mag, es gibt kaum eine Familie in diesem Lande, welche nicht in ihrem Wesen und Charakter zeigt, daß viele Raçen das Geschlecht bereichert haben; ja, da ist Keiner, welcher nicht beim Lesen der Geschichte anderer Nationen eine Regung in sich erwachen fühlte, die mit jeder verwandt ist. Und welche Hoffnung auf ein reiches, wechselvolles Gesellschafts-Leben eröffnet uns diese Betrachtung, wenn die Zeit der Muße kommt und wir fühlen, daß wir berechtigt sind, zu pflanzen, ohne einer sofortigen Erndte entgegen zu gehen.

Andere haben die Unzufriedenheit der Amerikaner einem Heimweh der Seele zugeschrieben, einem unbewußten Widerstand der geistigen Natur wider das überwältigende Außen-Leben. Das kommt vielleicht der Wahrheit näher und wenn es so ist, so können wir uns nur freuen. Es gibt sich uns darin ein lebendiger Geist kund, welchen der Erfolg in dieser Welt nicht zu befriedigen vermag. Ich glaube, es fehlt nicht an dem heiligen Feuer, aber es ist niedergehalten und flammt nur gelegentlich auf in tollen Ausbrüchen. Es zeigt sich in dem seltsamen Glauben an die klopfenden Geister, in den transcendentalen Lehren und Bestrebungen, in der Neigung, große Grundsätze an kleinen Dingen zu erproben. Nirgends ist der Uebergang von dem

Erhabenen zum Lächerlichen, beim Mangel jener Wahrheiten der Mitte, welche die Fluth glätten, so in die Augen fallend als hier und keine auf Erziehung gegründete gesunde Vernunft waltet beschwichtigend. Daher unser Bloomerismus und jene Meetings für die Emancipation der Frauen und tausend Lächerlichkeiten, zuweilen bewundernswerth in ihrem Zweck aber in ihrer Ausführung doch unwiderstehlich komisch. Selbst die Thorheiten der Amerikaner zeigen, daß das innere Leben dem Volke im Allgemeinen nicht fehlt; aber dieses innere Leben ist nebelhaft, durchdringt nicht den ganzen Charakter und befehdet die Ruhe, welche es erhalten oder schaffen sollte. Es zeigt sich in der Verehrung der Helden, in dem Einfluß einer gewissen Sentimentalität auf öffentliche Angelegenheiten und bei besondern Krisen; aber nicht in der Umwandelung des Alltags=Lebens nicht in der Erhebung des Menschen über die Aengste und Sorgen des Lebens. Es hat noch nicht die unbestrittene Herrschaft über das Außen=Leben gewonnen. Diese Schlacht ist noch nicht geschlagen und an den Menschen der Jetztzeit liegt es, die Entscheidung zu geben. Es ist gut, daß wir an unsern Ufern sitzen, um Das zu empfangen, was dem alten Europa Jahrhunderte gekostet hat, ehe es ans Licht trat; es ist gut, wenn es uns alle Dinge aufzwingt, Schlacke und Gold, Dinge, willkommen, weil sie sehr neu sind und willkommen, weil sie sehr alt sind; wenn Alles, von einer Konstitution an bis zu einer Tändelei, bei uns ausposaunt wird, sobald es in dem Lande der Erfahrung sanctionirt worden; es ist gut für uns, wenn wir noch unbefriedigt d'rein sehen. Die Seele mag noch nicht gesättigt sein; sie verlangt, daß jedes Streben, jede Sehnsucht, jeder Erfolg erst zu der Gestalt zusammenschrumpfe, welche am Schlusse des Lebens kommt, daß jedes Streben nur dann für gut anerkannt werde, wenn es direkt oder indirekt den Bedürfnissen entspricht und den Mängeln abhilft. Wenn es so ist, und nicht eher, wird der Ausdruck der Unruhe und der Unzufrieden=

heit von dem Gesicht des Amerikaners schwinden. Kann das jetzt erwartet werden, da das geblendete Auge in dem schimmernden Haufen vor sich, die Glasscherbe nicht vom Diamant unterscheiden kann? Sollte sich überhaupt das Leben in diesem grünenden Paradiese so gestalten, wie auf dem niedergetretenen Felde Europas? Müssen wir die Schätze der alten Welt annehmen oder werden wir, wie die römischen Könige, die alten Namen auslöschen und die alten Schätze bei Seite schieben, um von Neuem zu beginnen? Ehe wir uns unserer Mängel und Fähigkeiten bewußt sind, können wir nur die Rüstung der alten Civilisation anziehen oder eilig neue Fesseln für uns selbst schmieden.

Den Pflug führend und mit der einen Hand die Natur sich unterwerfend, ist der Amerikaner berufen, das schwere Problem der Trennung des ewig unveränderlich Guten von dem, was nur für den Augenblick nützt, zu lösen. Glücklicher als der reine Philosoph; vollbringt er das, was er beschließt und ihm ist es der größte Genuß, in großen Gedanken sich zu verlieren und in demselben Augenblick ihre Ausführung zu versuchen. Das ist der Segen der Arbeit, ein doppelter Genuß. Aber leider ist der Amerikaner der Gegenwart, wie stets die Jugend, bemüht, mehr zu geben, als zu empfangen und zu verarbeiten, mehr geneigt, alle Gedanken in Wirksamkeit zu bringen, als unter denselben den besten zu wählen. Er ist sich seiner Kraft bewußt, aber nicht der Nothwendigkeit, dieselbe aus höheren Quellen zu schöpfen; möge er sich erinnern, daß die Quelle, welche beständig fließt, und sich nie ihrem Schöpfer selbst öffnet, bald versiegt. Der Amerikaner hat das Bedürfniß in einem höheren Grade, als irgend ein anderer Mensch, seine Abhängigkeit von einer höheren Macht zu fühlen. Das Bewußtsein seiner eignen Macht ist so beständig und mächtig in ihm wach. Hoffen wir, daß er in der Anordnung seines Lebens dieses Gefühl offenbare, indem er das Niedere dem Höheren unterordnet, dem persönlichen

Gefühle des Stolzes und des Erfolges entsagt, dankbar dafür, daß er da geboren, wo viel zu thun ist und wo er viel thun kann. Wenn er dann doch mehr Arbeiter als Denker bleibt, wenn sein praktisches Streben ihn dahin führt, an die Stelle des leeren Schwärmens und Suchens, Tugend und Pflichten gegen die Menschen zu setzen, so wollen wir nicht zanken. Er mag dem heiligen Christophorus gleichen, welcher es so schwierig fand, zu fasten und zu beten und doch so große Thaten der Liebe und Barmherzigkeit vollbrachte, daß er würdig befunden wurde, den Knaben Christus auf seinen Schultern zu tragen. So lange der Amerikaner fühlt, daß die Kraft, durch welche er seinem Mitmenschen dient und sich selbst bildet, vom Himmel kommt, ist er gerettet. Er führt ein beschwerliches, praktisches, bedrängtes Leben; aber wir dürfen glauben, daß es die Gottheit billigt. Wenn er sich für einen Augenblick allmächtig fühlt, für den Träger der Kraft hält, dann treibt ihn das Verlangen in die Unendlichkeit und er wird selbstsüchtig. Dann verlangt er, wie die Kinder, Alles und wieder, unähnlich den Kindern, fühlt er sich überzeugt, er müsse Alles haben. Selbst die Rechte Anderer sind ihm nicht unverletzlich.

Das Daseyn dieser mächtigen Wünsche und das Bewußtsein der Kraft ohne ein Gefühl der Abhängigkeit, sind die Ursachen der Geringschätzung und des Mangels an Ehrerbietung, welche unseren Sitten oft zum Vorwurf gereichen; aber viele unscheinbarere Ursachen vereinigen sich noch, um die Ehrerbietung und Demuth zu den letzten Tugenden eines Amerikaners zu machen. Er hat nicht nur die materielle Welt erobert, er hat es auch mit eigenen Händen gethan. Seine einzigen Waffen waren die natürlichen Gaben der Berechnung, Kraft und Ausdauer, während die Erziehung verhältnißmäßig wenig Hülfe gewährte. In allen seinen Beschäftigungen, selbst in den angelernten Gewerben, führt ihn die angeborne Schlauheit und Einsicht öfter zu Er=

folgen als die bloße Erziehung. Er ist überhaupt ein Mann, der sich selbst „gemacht" hat und als solcher ist er geneigt, seine Macht zu überschätzen. Die Berührung mit andern Nationen würde ihn ohne Zweifel zur Bescheidenheit führen. Die Einweihung in die Erhabenheit des Weltalls und religiöse Gesinnungen könnten ihn zur Ehrerbietung bringen. In einem Zeitalter, wo die alten Institutionen und Ideen fallen, ist überhaupt die Jugend nicht geneigt, irgend Etwas mit Ehrfurcht zu betrachten, eben weil es besteht. Die Amerikaner sind die Kinder der gegenwärtigen Generation. Die Ideen, welche auf der Oberfläche der Gesellschaft schwimmen, erfaßten sie zuerst. Sie möchten jedes Ding von innen und außen kennen, sie möchten sehen, ob es durch sein eignes Verdienst sich hält oder fällt. Wir können sie deshalb nicht tadeln, denn das schafft Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters; aber ein Unglück ist es, daß die Wahrheiten, deren sie so oft bedürfen, und mit welchen sie sehr vertraut sind, stets dieselben bleiben, und Wahrheiten, über die ein einziger Geist so bündig entscheiden kann, wie eine Million. Es sind Wahrheiten des Verstandes und die Leichtigkeit, mit welcher sie erlangt werden können, schafft eine gewisse Selbstüberschätzung in der Entscheidung über höhere Wahrheiten und macht den Geist geneigt, jene niederen Wege des Thuns und Denkens vorzuziehen, wo absolute Gewißheit erreicht werden kann. Die Berechnung und das Vertrauen auf ihr eignes Urtheil, Resultate solch' eines Lebens, sind schätzbar, wenn die Männer berufen sind, an der Regierung des Landes Theil zu nehmen; aber sie sind nur das Metall zur Statue, und wenn sich zu sehr darauf gestützt wird, so ist die Gefahr vorhanden, daß das Gefühl schwindet und eine kalte critisirende Betrachtung der Dinge sich einwurzelt, seltsam den gelegentlichen Wallungen des Gemüthes und jenem Geiste des Glaubens widersprechend, welcher ein kostbares Erbtheil unserer Väter bleibt. Diese Eigenschaften ent-

wickeln sich vielleicht in jeder Republik; die Gewohnheit, öffentlich Männer und Vorgänge zu kritisiren, jede Bewegung eines Einzelnen zu besprechen und die Vertrautheit mit den öffentlichen Schriften und der Presse, nähren diesen Geist. Ich finde es in der Ordnung, daß die Blicke und Kräfte auf diese Gegenstände gerichtet werden, statt auf persönliche Interessen; wenn es in einem biedern Geiste geschieht, so werden die Begriffe von Moral geläutert und der Charakter gehoben. Es ist Pflicht eines jeden Republikaners, um nationale Fragen sich zu kümmern und Staatsmänner zu studiren; aber ehrlich und aufrichtig. Er wird bald auf Schwierigkeiten stoßen, welche ihm Ehrfurcht und Bescheidenheit lehren. Drängt es ihn, immer nur zu entscheiden und seine Stimme, ohne vorgängige ernste Prüfung der Sache, in die Wagschaale zu werfen, so würden sich seine Selbstüberschätzung und Eitelkeit nur noch fester setzen. Aber wie soll auch Ehrerbietung in einem Lande herrschen, wo das lebende Geschlecht stets das vorausgegangene verdunkelt, wie es in Beziehung auf die Masse des Volkes bisher der Fall gewesen ist; nicht etwa in dem moralischen Werthe, noch auch in der Erhabenheit der allgemeinen Meinungen, sondern in jenen Tausenden von Vervollkommnungen und Verfeinerungen, welche das Wesen der neueren Civilisation begründen. Der Vater huldigt dem Kinde, welches seiner Leitung noch nicht entwachsen ist, frägt es um Rath, um es zu bilden und gibt ihm Veranlassung Meinungen zu fassen und selbstständig zu handeln. Dieser Ton, welcher über die ganze Nation herrscht, fördert die Anmaßung und macht zur Ehrerbietung das Volk ungeschickt. Es würde besser sein, wenn die Eltern zwischen den nützlichen, doch nicht nothwendigen Lehren der Erziehung die ihre Kinder genießen und der ächten Weisheit, welche sie, die Eltern selbst, aus dem Leben geschöpft, unterscheiden wollten. Sie würden ihren Kindern würdiger erscheinen und die Gewalt über sie behalten, nicht

die Gedanken derselben in Hinsicht auf den Charakter und andererseits auf den Werth der anerworbenen Fähigkeiten, verwirren. Dieser Irrthum der Eltern ist den Kindern verderblich; aber er entspringt aus dem verzeihlichen Wunsche, die Kinder im Besitz jener Mittel für die Thätigkeit zu sehen, welche sie selbst entbehren mußten. Wer erfahren hat, daß das Leben ein Kampf ist, wenn eine mittelmäßige Erziehung schon hinreicht, um sich Ruhe zu erwerben, der möchte mit einemmale seine Kinder befähigen, alle jene Hindernisse zu bewältigen, die ihm selbst das Leben erschwerten. Möge er so thun und alle Mittel und die Lehre von ihrer Anwendung ihnen gewähren, aber möge er das hohe und edle Amt eines Vaters nicht aus dem Auge lassen, welches, wenn es richtig verwaltet wird, die Liebe und Achtung der Kinder sichert. Was hilft es, ein staatliches Gebäude mit allem erdenklichen Prunke geziert, aufzurichten, wenn der Zweck desselben verwerflich und niedrig ist? Wer würde eine Kathedrale bauen, ohne daran zu denken, ob sie für die Anbetung des wahren oder des falschen Gottes bestimmt sei?

Es ist nicht leicht, von dem amerikanischen Charakter zu sprechen, welcher sich noch in der Periode des Scheidens und Läuterns befindet; wenn wir in das Alembikum hineinsehen, da nehmen vor unsern Augen dieselben Elemente zuweilen eine gewählte Gestalt an, zuweilen schaffen sie eine abscheuliche Mischung von Rosenduft und Straßenkoth, je nach den Kräften, welche sie bewegen. Wir haben einen Jüngling vor uns, dessen Nachahmungslust in dem einen Augenblick wie eine Liebe zum Ausgezeichneten und Schönen, ein sympathisches Gefühl, erscheint und im nächsten Augenblick wie Knechtsinn und Unwürdigkeit; dessen Drang nach Veränderung aus einer großen Natur entstehen mag, welche alle Dinge umfaßt, aus einer aufrichtigen Ueberzeugung oder einer rastlosen Begier; dessen Großsprecherei ans Lächerliche streift, im nächsten Augenblick aber durch erstaunliche Thaten ge-

rechtfertigt erscheint. Wenn doch das Wort gesprochen, die Elemente zur höchsten Form vereinigt werden könnten. Nur ein Gran von Glaube und Liebe, ein wenig Zweifel an sich selber, — und der Krystall tritt klar und fest ans Licht. Aber das Wort, welches gesprochen werden muß, hat Jeder sich selbst zu sagen.

Jene gefürchtete Göttin, das Verhängniß oder das Fatum, welche für so vieles Unglück der Menschen verantwortlich gemacht wird, hat ihren Sitz nicht in Amerika. Wir entgehen dem Geschick, wenn wir ihm nicht trotzen. Die Wahl, nicht das Verhängniß ist in Amerika für die meisten Irrthümer, öffentliche oder häusliche, verantwortlich; die Nothwendigkeit der Wahl wird unter allen Umständen anerkannt. Wenn ein Mensch ohne Verwandte, ohne Stütze in der Welt allein steht, so bemitleiden wir ihn; wenn er genöthigt ist, um seiner Existenz willen zu arbeiten, so hat er aber schon eine Stütze und ist glücklicher; ist er ein thätig wohlwollender Mann. Oder hat er einen großen Sinn für das Bessere, so ist ihm eine noch weitere Bahn geöffnet. Aber vielleicht fehlt ihm dieser Sinn, es giebt für ihn keine Mittel, um die Zeit zu verbringen, und er wird berufen, sein Leben aufs Neue zu beginnen, — wenn er nicht weiß, wie Andere ihr Leben verbrachten, wird er nicht in Verlegenheit sein? Der Amerikaner ist in vieler Beziehung vollkommen frei. Er hat einen natürlichen Anspruch darauf und in der Regel besitzt er auch den gesunden Reiz weit ausgedehnter Bedürfnisse; aber die Sorge für sich und seine Familie nimmt nicht seine ganze Zeit in Anspruch. Ein Theil derselben steht zu seiner besonderen Verfügung und wird von seinen eigenen Ideen ausgefüllt. Wie wichtig erscheint es nun, um eine gute Wahl zu treffen, daß er seine Pflichten studire. Möge er

„Zuvor ein Centrum schaffen und dann die Kreise ziehen.“

Wenn befähigte Vorfahren für seine Erziehung und seine physischen Bedürfnisse gesorgt haben, so möge er die

Schuld durch gute Handlungen abtreten. Er ist verpflichtet, der Welt etwas dafür zu zahlen, daß er einen Platz in derselben einnimmt; möge er sich freuen, daß er verpflichtet ist, etwas Gutes zu thun. Er sichere sich auf alle Fälle Würde und Unabhängigkeit; dann möge er gegen Alle, welche von ihm abhängen, ein Vertreter der Vorsehung sein, Zutrauen erweckend, wohlthätig und gütig. Wenn diese am nächsten liegenden Verpflichtungen erfüllt sind, dann möge er sich fragen, in welcher Weise er seinem Lande nützen kann oder seinen Mitbürgern. Möge er nicht aus Indifferenz oder Widerwille die wachsame öffentliche Meinung in den Händen Unwissender und Pläneschmieder lassen, — möge er sein Denken und Sorgen dahin richten, seine weißen Brüder gastlich zu empfangen und die Schwarzen ihrer Heimath wieder zu geben.

Ich würde ein besonderes Gewicht auf die Wahl des Standes und der Beschäftigung legen, weil hier der Jüngling im zwanzigsten Jahre schon seine Laufbahn beginnt und der Einfluß jener Wahl auf seinen Charakter unvermeidlich ist. Die Erziehung für das Leben, wichtiger als irgend eine andere, beginnt in einem Alter, wo die Empfänglichkeit und Reizbarkeit am stärksten und das Innenleben selten entwickelt genug ist, um der Außenwelt zu widerstehen. Das wäre am Ende das beste Leben, wo keine Pflicht zu groß, keine Anstrengung unmöglich wird.

Es giebt zwei Wege, für die Bedürfnisse des Lebens zu sorgen. Der eine ist der der patriarchalischen Sitten, welcher in vielen Theilen unseres Landes noch betreten wird, obschon er in Vergessenheit kommt, seit die Eisenbahnen die Arbeit in jeden Winkel tragen und Luxusartikel ausführen, um den Lohn dafür zurück zu bringen. Der andere Weg kann nur in einem sehr civilisirten und dichtbevölkerten Lande eingeschlagen werden und vielleicht nur in einer Stadt. Ich bezweifle, daß das patriarchalische Leben zur Vollkommenheit leiten kann. Wenn es mit geringen Mitteln ge=

führt wird, so ist es an sich nur durch die Gefühle interessant, welche es begleiten. Die Frau des Farmers, welche selbst die Wolle spinnt und aus dem Gewebe ein Kleid für ihren Mann anfertigt, findet daran einen Wohlgefallen, welchen ein Anzug aus Paris oder London ihr nicht abgewinnen kann. Aber es erscheint thöricht, selbst die winzigsten Dinge mühsam zu schaffen, während dieselben für eine Kleinigkeit vor die Thür gebracht werden. Der Lobgesang kommt zwar nicht mehr aus den Herzen der Gemeinde, sondern von gemietheten Stimmen, wo die Verfeinerung des Geschmackes der Bequemlichkeit geholfen hat, das Gefühl von den Orten zu verbannen, welche es so lieblich machte und es ist die Gefahr vorhanden, daß es ganz aussterben wird, wenn die Hand der Liebe aufhört, täglich Dienste zu verrichten; aber bedenken wir, daß es oft erschüttert oder abgenutzt worden und daß es sich jetzt mit anmuthigeren Gaben und mit weniger peinlichen Diensten beschäftigen kann. Jene, welche auf dem stillen Lande mit den Aehren in der Hand und mit den Gedanken an ihren Erhalter sich begnügen, sind die Glücklichen dieser Erde; aber ihrer sind's wenige und die Meisten müssen sich dem civilisirten Leben zuwenden, welches ihnen das Dasein leichter macht, indem es ihrem Bedürfnisse entgegenkommt, ohne ihre Anstrengung zu fordern.

Ein Mensch, welcher in der Stadt entschieden seine Bedürfnisse auf das Maaß beschränkt, welches das Leben in einem Dorfe erfordert, würde Sorgen nicht zu fürchten haben. Aber es liegt in uns ein Drang, welcher entweder der ganzen Welt gemeinsam oder Einzelnen eigenthümlich, das erschwert. Wir, besonders die Weiber, gerathen durch Alles, was ansprechend, bequem und insbesondere was neu ist, in Versuchung. Der Geschmack, welcher sich einst bei selbstverfertigten Teppichen begnügte, stieg zu den Imperialen hinauf, Krepp führte zu Kasimir, plattirtes Kupfer zu vergoldetem Silber und daß mit einer für Diejenigen, welche

in Amerika nicht Augenzeuge waren, unglaublichen Schnelligkeit! Dieser Prunk, diese Narrheit, sich selbst mit alten Rüstungen von barocker Größe zu bekleiden, die Namen der Griechen und Römer auf Städte und Menschen zu übertragen, geben dem Satyriker reichen Stoff und müssen die Gefühle eines conventionellen Europäers beleidigen. Nirgends zeigt sich das mehr, als in der Art und Weise, wie die Ausgaben eines Mannes seine Verhältnisse, — wenn auch nicht buchstäblich, — übersteigen. In Amerika erwartet man von jedem Menschen, daß er sein Aeußerstes thue. Das Geld läuft durch die Hände und bringt doch seinem Besitzer mehr Zinsen, als irgendwo anders in der Welt. Ein Mann, der sich nicht bemüht, in irgend einer Weise Außerordentliches zu leisten, wird für geistlos gehalten, und daß dies in äußerer Pracht und in der Verwendung des Geldes, wo eine unmittelbare Befriedigung lohnt, am meisten hervortritt, ist sehr begreiflich. Unsere Vorfahren leisteten das Aeußerste für ihr Land und am Familienheerde und wir thun Alles, was man thun kann, um so reich zu erscheinen, und sowohl ausgestattet und gekleidet, wie unsere Nachbarn. Wenn wir uns unter Fremden befinden, wollen wir uns nicht bei dem Gefühle, daß man seinen Reichthum im Kopfe trage, beruhigen, wir wollen nach unserer Kleidung und äußeren Erscheinung beurtheilt sein!

Ich möchte gegen dieses Bestreben, das Aeußerste zu thun, wenn es in Kleidern und Manieren sich zeigt, protestiren. Ich möchte rathen, einen Reservefond an Geld und Macht zu schaffen, um ihn im geeigneten Augenblick verwenden zu können, das ist ein Gewicht und flößt Vertrauen ein. Eben weil die Amerikaner so oft ein Ding vollenden, bei welchem wir allen und jeden Zweck verfehlt sehen, so erkennen wir ihnen zwar Thatkraft zu, aber keine Charakterstärke. Wenn die Kraft am dienlichsten ist, dann stehen wir an ihrer Grenze und fühlen den furchtbaren Mangel

an Tiefe. Auf welch' schwachen Füßen steht diese Größe. Wir wünschen, daß ein Mensch über Kräfte verfüge und ihrer selbst bei der geringsten Kundgebung Herr sei. Wie hülflos ist ein Mensch, dessen Kräfte sich nicht nützlich erweisen; wir zweifeln, daß er überhaupt mit solchen begabt sei; aber, seltsamer Widerspruch! in dem Augenblick, wo wir fühlen, daß ein Mensch alle seine Kräfte aufbietet, wenden wir uns von ihm, — uns fehlt das Unendliche. So wie das Bewußtsein nicht verwendeter Kraft dem Charakter Ruhe giebt, so giebt auch das Bewußtsein, daß Euer alltägliches Leben nicht Euer Kapital aufzehrt, dem Leben Ruhe. Es giebt in Amerika Viele, welche nicht nur gern am Rande ihres Einkommens leben, sondern mit dem Interesse des Geschäfts gern die innere Aufregung verbinden, welche ein Wagestück mit sich bringt. Sie können mit geborgtem Gelde so gut Entwürfe machen und ausführen und glücklich speculiren, als ob sie ein unveräußerliches Gut zum Rückhalt hätten. Die Sache ist die, daß der Mann in seinem Kopfe und seinen Händen jenes unveräußerliche und unerschöpfliche Gut erblickt. So lange die noch im Besitze ihrer Kraft und Frische sind, tauchen immer neue Neigungen auf und man verschafft sich und seiner Familie jeden Genuß. Ein Geizhals, ein filziger Vater ist in Amerika kaum zu finden. Der Mann trägt die Qualen der Ungewißheit, die Aussicht auf den Ruin und die Gefahren Jahre lang und sagt im Kreise seiner Familie noch kein Wort davon. Er wünscht, daß seine Frau nicht mit Sorgen sich plage und die Bildung der Kinder vernachlässige, diese aber, deren Wohl man allein im Auge hat, werden aufs Beste erzogen. Er wünscht aber auch, und das ist seine Schwäche, daß Weib und Kinder mit ihm die Lebensreise in einer Lustbarke der Kleopatra zurücklegen könnten. Diese Versuchung tritt nicht in ihrer niedrigsten Form zu ihm heran. Essen, Trinken und Lustigsein reizen ihn nur insofern, als sie Bestandtheile eines befriedigenden Lebens sind. Er ist

mehr darauf bedacht, sich mit Gegenständen der Kunst und schönen Büchern zu umgeben, welche er oft besser verstehen zu können wünscht. Er ist gastlich und hat Sinn für das öffentliche Leben, wird liberal in seinen Ideen und generös in seinen Gaben, er sucht bedrängte Künstler auf und verdienstvolle Jünglinge und vor Allem bemüht er sich, seinen Haushalt mit einer Stange Goldes vor dem trübseligen Geiste der Bekümmerniß zu bewahren. Was auch von der Besorglichkeit der amerikanischen Frauen gesagt sein mag, an ihren Männern liegt die Schuld nicht, wenigstens ist es keine empfundene, bewußte. Der erste Strahl des Glückes verscheucht ihre Sorgen, sie bleiben glücklich und gedankenlos, wenn Alles ringsum in Trümmern liegt. Sie werden großmüthig behandelt. Es ist ein Zeugniß der Liebe, obgleich einer verkehrten, mißverstandenen, daß sie an einen goldnen Tisch auf den Gipfel des Olymps gesetzt werden, während die Cyklopen, ihre Ehemänner, unten in einer Wolke von Sorgen arbeiten und sich abquälen. Wenn ich oft des Morgens ein nachdenkliches Gesicht nach dem andern an mir vorüberkommen oder des Abends die Männer gesenkten Kopfes und finster nach Hause kehren sah, und dann wieder den Frauen dieser Schwergeplagten am sonnigen Nachmittage begegnete, wie sie in Atlas uud Seide sorglos promenirten und im Wechsel der Vergnügungen die Zeit verbrachten, ich hätte sie bitten mögen, ihren Männern einmal zu folgen, ich hätte wünschen mögen, sie könnten in ihren Gedanken lesen, ihre Unruhe, ihre Zweifel an den geschäftlichen Plänen, ihre ewige Unzufriedenheit verstehen und fühlen, wie quälend es ist, wenn eine Besorgniß die andere drängt und Kobolde aller Arten und Gestalten jeden Schritt begleiten, von den kleinen Teufeln an, die zwar empfindlich vexiren, aber doch den Tag nicht überleben, bis zu dem drohenden Feinde, welcher sie eines Tages alle verschlingen wird.

Das Leben des glücklichsten Mannes, ob er ein Ge-

schäftsmann sei oder nicht, hat der Prüfungen genug, um der Frau einen Abscheu vor unnützen Ausgaben einzuflößen. Ich glaube kaum, daß eine Frau in Amerika gefunden werden kann, die, wenn sie die Runzeln erblickt, welche ein geliebtes Gesicht so früh verzerren und ihre eigene Sorglosigkeit daneben hält, dieser letzteren nicht für immer entsagen würde. Einen Mangel an Gefühl und Zuneigung kann man den Menschen hier nicht vorwerfen. Wenn durch nichts Anderes, so wird die Familienliebe doch durch das häufige Mißgeschick rege gehalten. Die Verschlossenheit des Mannes in seiner Besorgniß, die Freigebigkeit mit Hoffnungen, lobenswerth insoweit es männlich ist, die Gewohnheit Ausgaben zu machen und vor Allem die Wünsche der ganzen Familie, verbergen der Frau jene Runzeln. Was sie spart, ist nicht der Rede werth. Ihr Mann lacht bei diesen Versuchen, ihr und ihrer Kinder augenblickliches Wohlergehen gilt ihm mehr als das Metall, welches sich aufhäuft. Er sieht seine Familie gern elegant gekleidet und an einer gut besetzten Tafel. Sie weiß, daß das Geschäft seine Wagnisse und Unsicherheiten hat, daß der Mann auf die Folter gespannt ist; aber nie kommt es ihr in den Sinn, es liege in ihrer Macht, die Fesseln zu lösen und den Gedankengang ihres Mannes zu dem natürlichen Takte zurückzuführen; es liegt in ihrer Macht — nicht durch ein oder zwei passende Sparsamkeits-Versuche, sondern durch Entwerthung aller Dinge, welche dem Gelde Werth verschaffen, dies zu erreichen. Sie kann es, wenn sie versteht, das wesentlich Nothwendige von dem Ueberflüssigen zu scheiden. So wie sie jetzt lebt, wird der Ueberfluß des heutigen Tages Morgen schon zu einer Nothwendigkeit. Eine Menge von Vorzügen, welche in ihren Resultaten sicherlich den Unterschied zwischen dem Europäer und dem Wilden ausmachen, veranlassen sie zu Ausgaben. In jedem Grade zwischen diesen beiden Extremen verändern die Grenzen des Nothwendigen und Wünschenswerthen ihren Platz. In Eu-

ropa tritt Jedermann mit der Geburt schon in ein begrenztes Verhältniß und wird demgemäß erzogen. Die Umstände, indem sie seine Neigung und den Charakter bilden, entscheiden, was wesentlich nothwendig für ihn sein wird. Hier glaubt Jedermann, er könne Alles vollbringen und wer wenig vollbringt, setzt sich nur in den Verdacht, ihm mangele es an Willen, wenn nicht an Fähigkeiten. Unsere Bräute wetteifern in ihren Hochzeits-Ausstattungen mit den Pariserinnen. Der Reisende, welcher sein heimathliches Dorf als barfüßiger Junge verlassen hat, kann mit Fürsten die Waggons erster Klasse theilen. Der Amerikaner hat sich in der Erreichung dessen, was zu seinem Glücke nothwendig erscheint, keine Grenze gesteckt. Er ist stets in Bewegung und wünscht vorbereitet zu sein, um irgend eine Stellung, welche er einnimmt, gehörung zu behaupten. Was ihn selbst betrifft, so hält er sich gern an eine ausgezeichnete Umgebung und hofft, daß seine Kinder darin heimisch werden. Er wünscht, daß sie zu Allem gleich befähigt sein möchten, daß sie eine Verfassung so gut wie ein Gemälde zu beurtheilen im Stande seien und zu Hause so würdig zu präsidiren vermögen, als draußen in der großen Welt. Zu dem, was wir zur Ausfüllung unseres Platzes in diesem Lande für nothwendig halten, gehört Alles; Nichts ist ausgeschlossen und wir sind empfindlich gegen die Schmach, diesen Platz nicht ausfüllen zu können. Wäre das allein die Welt, die kühnen Anstrengungen, uns selbst vorwärts zu bringen, würde man „das Leben benutzen“ heißen; aber dieses zu heftige Streben nach dem Ueberfluß verdrängt das spirituelle Leben, welches oft inmitten der Sorgen und Entbehrungen am besten gepflegt wird.

Unsere ganze Natur wird von dem Ueberflusse angezogen und verweichlicht. Der heutige Geist wird durch ihn in einem Wirbelwinde gehetzt. Selbst die Liebe zur Natur, jenes geheimnißvolle Band zwischen der Seele und ihrer Behausung, welches jedem Tage des Lebens Ruhe und Reiz

verleihen sollte, ist in Gefahr, nur für außerordentliche Gelegenheiten bei Seite gelegt zu werden. Ich möchte allen meinen Landsleuten eine Natur wie die Wordsworths wünschen, welche die Schönheit im gewöhnlichen Tagesleben erblickt, nicht nur in den Alpen und Niagarafluthen, auch in dem täglichen Sonnenuntergang. Es ist kleinlich, nur die unwichtigen Schaumgebilde zu suchen, welche dann und wann aus dem Ocean von Schönheit auftauchen, welcher uns umgiebt. Der Mensch fühlt hier aber nur das Steigen und Fallen seines Quecksilbers und wenn es nicht immer auf „Sommerhitze" steht, dann ist es ihm unbehaglich zu Muthe. Indem er seine Gedanken nur auf eine oder zwei Vollkommenheiten richtet, beschränkt er seinen Genuß und wird undankbar und unzufrieden.

Laßt uns zu unserer Stellung zwischen den am meisten gebildeten Europäern und den Eskimos zurückkehren und entscheiden, welches jene Nothwendigkeiten seien, für die wir bereit sind, die, welche wir lieben, einem See von Plagen auszusetzen. Auf der einen Seite liegen jene gewöhnlichen Dinge, welche Allen wesentlich nothwendig erscheinen und nicht (den Aermsten ausgenommen) vom Gelde abhängen; auf der andern Seite liegen jene andern Genüsse, welche offenbar überflüssig sind. Mit dem breiten Raume zwischen beiden haben wir es zu thun. Was sich in unseren glücklichen Stunden, wenn die großen Interessen gesichert sind, als nothwendig darbietet, muß, wenn die Erde unter uns bebt, im Nu als überflüssig bei Seite geworfen werden. Geistesbildung, Kenntniß der Menschen und Angelegenheiten, Befähigung, die Gesellschaft zu genießen, ein heiteres Leben, Alles müssen wir auf die Waage legen, den Werth im Vergleichen miteinander erforschen, den Kern von jedem, das wirklich Gute oder das Vergnügen, welches jedes gewährt, ohne die vielen Anhängsel, uns zu eigen machen und dann entscheiden, wie die Genüsse zu unsern Verhältnissen passen, was wir behalten und was wir entbehren

können und ob alles Das jenen Frieden werth ist, den wir dadurch erlangen, daß wir nach nichts Anderem trachten, als was wir selber schaffen können. Jene untergeordneten Güter und Mittel der Fortbildung können gewissermaßen eines die Stelle des andern stets einnehmen; die Tugenden und Gefühle können das nicht. Den Mangel einer Tugend durch den Besitz anderer entschuldigen, heißt den Helden aufgeben; alle anderen Tugenden auf seinen Grabstein geschrieben oder in seiner Lobrede gerühmt, helfen ihm nichts. Jede Eigenschaft des Geistes wird besonders gewürdigt, keine hat mit der andern etwas gemein. Vergeblich suchen wir voll Mitleiden und vermittelst einer geistigen Spiegelfechterei die eine durch die andere zu ersetzen; die Natur und der ewige Lauf der Dinge verhindern es. Aber die Einflüsse, welche Geist und Herz entwickeln und bilden, können sich gegenseitig stützen, ohne daß in dem Bau ein Riß gesehen wird, wenn nur für jeden Theil der Natur gesorgt ist. Und unter diesen müssen wir wählen; „nicht entscheiden heißt auch entscheiden" in diesem Falle.

Wenn Jeder den Irrthum vermeidet, nach jeglicher Art von Entwickelung zu streben und jene vorzieht, wozu die Natur uns führt und welche die Umstände uns bieten, wenn wir uns in den Stand setzen, andere Eigenschaften zur passenden Zeit zu schätzen, so können wir hoffen, das zu erlangen, was uns jetzt versagt ist, einige Originalität. Aber wenn wir ein Volk von starker origineller Sinnesrichtung, wie unsere Raçenmischung sie verspricht, so hätten wir schon eine große Verschiedenheit der Lebensweise entwickelt. Es würde an Lächerlichkeiten, Excentricitäten nicht fehlen, aber es würde sich ein größerer Genuß bieten. Und nach Allem besteht die wirkliche Lächerlichkeit darin, daß eine ganze Nation fühlender Menschen, welche neue Sinnesrichtungen und Fähigkeiten besitzen und eine neue Kultur erfordern, fortfahren, sich genau nach einem Muster, einem von andern Ländern geborgten, zu bilden. Die Ausdehnung und

natürliche Ungleichförmigkeit unseres Landes verhindert eine vollkommene Gleichheit unseres Lebens und Charakters, und ich glaube, die Amerikaner fühlen mehr und mehr die Nothwendigkeit das zu sein, wozu die Natur sie bestimmt. Nicht der Mangel an Unabhängigkeit treibt sie zur Annahme europäischer Lebensweise ohne Unterschied; es ist die Idee, daß da, wo so Vieles gut ist, Alles gut sein müsse, und ein Zweifel an sich selber, welcher sie verhindert, einen Unterschied zu machen. Wie kann ein Hinterwäldler oder das Kind eines neuen Ansiedlers, aus der Einsamkeit in die Gesellschaft gebracht, beurtheilen, was seiner neuen Lebenslage am angemessensten sei? Ist es da nicht das Sicherste, sich nach einem Vorbilde anzuschmiegen und nicht entschuldbar, wenn man ein wenig noch darüber hinausgeht? Außerdem wird in der Gesellschaft und im fashionablen Leben den Kleinigkeiten eine Wichtigkeit beigelegt, welche den Unerfahrenen in dem wahren Werthe irre macht. Wo der Amerikaner prüfen und urtheilen könnte, da ist er gewöhnlich voll Vertrauen.

Die Modesucht ist in Amerika in vieler Beziehung abgeschwächt. Doch hier wie überall hat sie noch eine feste Burg, das weibliche Herz. Man versuche, ihre Ursachen zu erklären wie man will, durch die Bequemlichkeit, Dinge zu besitzen, die alle irgendwie übereinstimmen; durch die Schwäche, welche das Weib an demselben Schnitt und derselben Farbe bald sich müde sehen läßt; durch die angeborne Liebe an einem Glanz und buntem Schmucke oder durch eine verwerfliche eitle Gefallsucht, es bleibt immer noch Etwas dem Verstande nicht klares, in diesem Treiben und Jagen. Wenn man aus den Wolken herabsehen könnte, wie eine Farbe gleich dem Morgenlichte westwärts über die Welt schreitet, welch ein komischer Anblick! Wie könnte man, wenn man vor dieser wandernden Farbe die Menschen sich beugen sieht, für diesen regelmäßigen Wechsel, nicht nützlich und nicht schön, einen Grund finden. Aber das civilisirte

Leben bringt so viele Fragen, daß wir froh sind, einige für uns beantwortet zu sehen; ein Ideal wird zu theuer erkauft, wenn die Muße der Preis ist. Das Nachgeben sichert freilich nicht immer die Muße, denn die Mode verdoppelt ihre Ansprüche, und was schlimmer ist, die Gewohnheit sich zu bequemen, kann sich auch auf wichtigere Dinge erstrecken.

Die Gewaltherrschaft der Mode hat verschiedene Ursachen: Die Liebe zum Schmucke, welche man nicht ausrotten kann, ohne zu fürchten, daß eine Tugend dabei zu Grunde gehe; die Furcht, nicht so zu erscheinen, wie andere Leute, welche, da sie keine Wurzel hat, bald selbst schwinden wird; die Liebe zur wirklichen Schönheit, welche, da sie keinen bessern Führer hat, mit diesem höchst unwürdigen und treulosen sich behilft. Die Kunst wird uns diesen Dienst thun. Jene Weiber, deren Schönheitsliebe vor einem kunstlosen Fabrikprodukte oder einer häßlichen Form zurückbeben, welche in ihrer Kleidung Vollkommenheit erstreben, werden für ihre Opfer einen würdigeren Altar finden, als sich selber. Sie werden sich noch an Form und Farbe ergötzen, aber ihr Kleid wird nicht mehr Träger ihres geläuterten Geschmackes sein. Das einzige Verdienst, welches der Mode zugestanden werden kann, ist, daß sie zur Neuheit den Reiz einer Idee fügt, nicht einer großen Idee; aber einer Prüfung und Anerkennung der Schönheit. Das ist in Beziehung auf das Gewebe, die Farbe, und was noch mehr Kämpfe im Reich der Mode verursacht, in Beziehung auf die Form wahr. Wenn in Paris ein Kaleidoskop Form und Farbe für die Welt ändert, so würde die Liebe zur Neuheit befriedigt sein; aber wir würden den mächtigen Gedanken vermissen, welcher eine Schönheit in diesem Wechsel verkörpert. In der einen Sphäre der Gesellschaft wird die Herrschaft der Mode kaum gefühlt, in der andern gehorcht man ihr willig. Aber zwischen diesen Extremen drückt ihre Tyrannei unaufhörlich und Viele müssen

sich gestehen, daß sie auch ohne dieselbe fortkommen könnten. Die Mittel, um mit der Mode Schritt zu halten, stehen bei Vielen zu ihren Anstrengungen in keinem Verhältniß. Die Befriedigung bleibt weit hinter dem Wunsche zurück. Je lebhafter eine Dame die Schönheit einer Mode sich ausmalt, um so ungehaltener ist sie, wnnn die Näherin durch einen Fehlschnitt, einen schlecht angebrachten Besatz, das herrliche Ideal zerstört. Maaß und Ziel in Wünschen verursacht weniger Unzufriedenheit. Im Allgemeinen können wir auf unsere Putzwaaren und die Kleiderfabrikation das anwenden, was Carlyle von den Hemdennäherinnen in London sagt:

„Man hat Vieles über das Hemdenmachen geschrieben; aber vielleicht ist das die betrübendste Bemerkung und so viel ich weiß, noch nicht niedergeschrieben: Hemden werden bei Dreißigtausenden zu $2^1/_2$ Pence verfertigt, während kein Nähmädchen in London, dürftig oder nicht, bestimmt werden kann, einer Hausfrau für gutes Geld Hülfe im Nähen zu leisten. Man frage irgend eine Hausfrau und sie wird antworten. In hohen und niedrigern Häusern wird derselbe Bescheid gegeben: in den Häusern, welche ich besuchte, war keine wirkliche Näherin, bedürftig oder nicht, zu finden. Es gibt deren, welche sich dafür ausgeben und einen sehr hohen Lohn verlangen; aber sie pfuschen nur."

Wenn das so in London ist, wie muß es da sein, wo man die Arbeit nicht so leicht haben kann, wo die Lehrerin selbst das Nähen nicht versteht, die Kinder den Unterricht nicht verlangen und derselbe in den öffentlichen Schulen vernachlässigt wird. Wenn alle unnützen Stiche gespart werden, so giebt es Finger genug, um Jeden in einfacher Kleidung zu halten, und wir gelangen nicht in den Zustand der großen Städte Europas. Ich habe die Hoffnung, daß unsere Fabrikation der Englands nie gleichkommen wird, welche eine Gewandheit des Gefühls und eine Beweglichkeit verlangt, die nur junge Menschen tauglich macht und unsere

Stickereien nicht denen Frankreichs, wo dem Mädchen eine Arbeit von einigen Jahren das Augenlicht kostet.

Wenn die Leute nur wollten, die Mode vernichtet sich selbst. Lady Wortley sagt: „In den Vereinigten Staaten macht nicht das Kleid den Gentleman. Der Schneider hat dabei weniger zu thun, als in anderen Theilen der Welt. In anderen Ländern verhilft immer der Anzug in einem gewissen Grade zu dem Ansehen, hier nicht im Geringsten." Aber die Mode stößt Gott sei Dank hier auf manche Hindernisse. Häuser, Kirchen, Straßen und Gärten werden oft verändert, Gebäude werden fortbewegt, wenn es dem Besitzer gefällt; die Bedürfnisse einer wechselnden und wachsenden Bevölkerung neben einigem natürlichen Leichtsinn erklären das. Der herrschende Wohlgefallen an glänzenden Hausgeräthen, muß jener absurden Prachtliebe zugeschrieben werden, welche jetzt auf die Dampfböte-Hotels sich geworfen hat und neue Wünsche in unerfahrenen Gemüthern erweckt. Das ist jedoch eher eine Neigung zu Glanz und Gepräge als eine Mode und die Selbst-Liebe wirkt dabei nicht wenig mit. Der Lauf der Zeiten wird auch bald die Gewißheit bringen, ob der wahre Schönheitssinn und Aesthetik den Thron einnehmen werden, oder ob, wenn die Fluth der Civilisation das stille Meer erreicht, barbarischer Pomp und Flitter auf ihrer Oberfläche die Sinne blendet.

Mit der Liebe zum Neuen stehen noch andere characteristische Züge unseres Volkes im Zusammenhange, und nicht so verzeihliche, als die Modesucht. Ich meine die Unbeständigkeit und Geneigtheit zu leidenschaftlichen Ausbrüchen. Mäßigkeit und ernste Festigkeit sind die letzten Vollkommenheiten der Nationen und der Individuen. Unsere Wankelmüthigkeit ist gewissermaßen eine Consequenz der Liebe zum Besten. Das Ausgezeichnete hören, sehen und besitzen, kann Gegenstand einer Neigung sein, aber es ist beschränkter Ehrgeiz, neben dem Besten alles Andere zu verwerfen. Für den Amerikaner kann es nur e i n Hutmacher geben, e i n

Sänger, eine Theater-Gesellschaft; der verständige Engländer bezweifelt nicht, daß es unendlich Viele geben kann, welche in ihren Leistungen ihn gleich sehr befriedigen. Wenn der Amerikaner auch lernt, Alles außer dem Besten in Dingen der Moral zu verwerfen, dann wollen wir seine Thorheit ihm verzeihen. Der Geist des republikanischen Lebens ermuntert ihn frei seine Bewunderung und seine Verachtung auszusprechen, und ein leicht erregbares Temperament reißt ihn zu Aeußerungen hin, die nicht durchdacht sind. Da diese Geneigtheit zur Aufwallung und Heftigkeit in allen Klassen gefunden wird, so muß sie als National-Fehler betrachtet werden, zur Schande Aller, von deren Bildung mehr Besonnenheit und Würde erwartet werden darf.

Ich befürchte, daß das oft zu laut geäußerte Interesse nicht immer auf wahrer Theilnahme beruht, sondern daß auch die Neugierde dabei im Spiele ist, das Verlangen, das Höchste immer zu schauen, was die menschliche Natur in irgend einer Beziehung leisten kann. Der Amerikaner verfolgt sein Studium der Menschheit in seiner eignen Weise und macht sich ein eigenes Bild von den menschlichen Fähigkeiten, und man muß wenigstens zugestehen, daß er in vornehmer Manier die Orange auspreßt und die Schale wegwirft. —

— den 17. Juli 1852.

Meine theure Frau Pulsky! — Der materielle Wohlstand der Vereinigten Staaten bewegt den Mann, einige seiner heiligsten Pflichten zu übersehen; die Frau leidet unter einer unnützen Vermehrung der minder wichtigen. Ein Mann hat hier denselben Tages-Beruf, wie in Europa; er wird davon nicht niedergedrückt, wenn er mehrere Lebensarten nicht mit einander zu vereinigen strebt. Viele Männer aber führen hier so zu sagen ein doppeltes Leben, eines der

Geschäfte und eines der Vergnügungen, eines der Arbeit für den Tag und eines der Freude für die Nacht. Wissenschaftlich gebildete Männer, welche hierher kommen und einen gesellschaftlichen Genuß mit ihrer Arbeit zu verbinden versuchen, stehen plötzlich davon ab und können diese nervöse Energie nicht begreifen, mit welcher der Amerikaner Ruhe in der Veränderung sich verschafft. Bei einer Frau ist es etwas Anderes; sie sehnt sich nicht nach weiteren Veränderungen, als welche die Umstände gewähren; Seele und Leib, Zeit und Gedanken nehmen sie in Anspruch. Ihr Leben ist ein unbeschütztes Feld, von welchem jede Beschäftigung ein Stück sich erorbert und innerhalb seiner Grenzen gibt es nicht eher Friede und Ordnung, als bis eine mächtige Central-Gewalt ihr Recht geltend macht. Die sehr gebildete Frau Moodie arbeitete in den Wüsten Canadas, um ihre Kinder vor dem Hunger zu bewahren und sie fand darin Befriedigung. Da sie um das Leben kämpfte, so war ihr das Hacken und Graben eine Pflicht. So ist es mit uns. Ueberzeugt, daß es eine Pflicht sei, unsere Jugend in alle die häuslichen Sorgen einzuweihen, thun wir es mit Freuden; aber ist nicht besser, unsere Kräfte etwas Höherem zu widmen, was Denen, die wir lieben, noch näher liegt? Wenn das amerikanische Mädchen heirathet, so trägt es sich oft mit einem höheren Ideal als der Mann; das Gefühl stellt sie in dieser Beziehung über den Mann. Sie ist oft im Charakter reifer und verspricht überhaupt, ein Uebergewicht zu erlangen. Wenige Jahre stimmen mit ihren Sorgen den gewöhnten Gedankengang herab und der Mann hat inzwischen eine höhere Sphäre des Lebens erreicht. In den mittleren Jahren scheint er ihr überlegen; er spricht überlegter und besser als sie, es sei denn, daß ihr Herz aufgefordert werde, zu sprechen. Aber im Alter, wenn das Leben schwer auf ihm liegt, wenn es sich darum handelt, aufzugeben und nicht zu erwerben, dann giebt die geduldige Ausdauer, welche sie im

Leben sich angeeignet hat, ihrem Charakter Milde und ihrem Gesicht einen heiteren Ausdruck. Glücklicher könnten das mittlere Alter und die letzten Tage sein, wenn die Sorgen der Frau vermindert würden und die Familie einen höheren Platz in dem Leben des Mannes einnähme. Die Männer sind großmüthig und willig, aber geneigt, ihr Geschäft und ihre politischen Affairen den gerechtesten Ansprüchen der Familie vorangehen zu lassen. Die Pflichten außer dem Familienkreise mögen anziehender, glänzender, für den Augenblick dankbarer sein; aber die Theilnahme dringt um so tiefer ein, wenn sie in einem kleinen Kreise sich hält. Ein Mann kann mit einem unglücklichen, selbst verkehrten Leben ausgesöhnt werden, wenn dieses ihm die Weisheit lehrt, die er, und er allein seinen Kindern geben kann. Er giebt nicht allein, sondern empfängt auch. Er beklagt seinen eigenen Mangel, welche nicht nur sein Kind unbereit, sondern auch unfähig machen, durch seine Erfahrung etwas zu lernen. Er ist beschämt über seine Fehler, er hält ein mit den Uebertreibungen, welche seinen Unterricht in Mißcredit bringen.

Die Sorgen, welche in der alten Welt innerhalb ihrer bestimmten Grenzen gehalten werden, greifen weit um sich. Sie vereinigen sich zu einem drohenden Riesen. Glücklicherweise wird auch der Leib des Riesen oft durch ein kühnes Herz bezwungen. Haushalts-Pflichten füllen die Zeit des Lebens aus; sie fordern hier ein größeres Gebiet als anderswo; daher erscheint es verwerflich, Lebensweisen einzuführen, welche für ein Land passen, wo die Arbeit außerordentlich billig ist. Wir können die Vertheuerung der Arbeit nicht bedauern, es ist ein Beweis des allgemeinen Wohlstandes; aber können wir nicht so leben, daß wir von der Hülfe Anderer weniger abhängen. Ich ziehe die Einfachheit vor; ich möchte jedes Ding so einfach haben, daß es oft erneuert und leicht erhalten werden kann. Ich möchte die Frische lieber suchen als den Glanz, eher die

Schönheit als die Kostbarkeit und über Alles möchte ich sehen, daß jede Familie frei so lebe, wie es ihre Mittel gestatten.

Frau D'Arblay, ihr Mann und ein Sohn lebten eine lange Zeit hindurch von einem Jahres-Einkommen, welches nicht 125 Pfd. St. überstieg. Madam D'Arblay schreibt an ihre Schwester, daß die Dürftigkeit ihres Lebens sie vielleicht zum Lachen nöthigen werde, wenn sie es sähe, und doch zum Weinen, wenn sie davon höre. Trotzdem ging ihr Geist und ihr Gemüth in dieser Sparsamkeit nicht zu Grunde. Die Celebritäten der beiden Reiche wurden von ihr durch ein einfaches Mahl bewillkommt und ihre Börse war stets dem Bedürftigen geöffnet.

Ich kannte Familien von gutem Ton und Bildung, welche hier mit gleich geringen Summen auskamen; aber eine Sparsamkeit verlangt ein Leben, welches unserm Lande fast fremd und in der Idee mit einer niedrigen Aermlichkeit in so engen Zusammenhang gebracht wird, daß Jedermann sie zu meiden sich bestrebt. Der sparsamen englischen Hausfrau müssen unsere großen Ausgaben auffallen, da sie sich ihren Weg zum besseren Wohlsein mittelst einer geschickten Oekonomie bahnt. Sie wird denken, daß es hier nicht die Frage ist, wie Wenig von einem kostbaren Zeuge genügt, sondern, wie Viel überhaupt sich verbrauchen läßt. Die Wissenschaft der Sparsamkeit, der sie ihre Zufriedenheit dankt, findet hier keine Bekenner. Sie möge nach dem Westen gehen und die Schönheit und Bequemlichkeit ihrer Ordnung zeigen und lehren, nicht die Fülle in sorgloser Verschwendung zu mißachten, während Tausende von Hungrigen sich danach sehnen. Sie möge die neu-englischen Mädchen überzeugen, daß das bunte Gefieder allein den Vogel noch nicht schön macht. Aber ich fürchte schließlich, daß das ein hoffnungsloses eitles Beginnen sein würde. Die Liebe zum Kleide scheint bestimmt, in der Geschichte der amerikanischen Frauenwelt einen wichtigen

Platz einzunehmen. Wir warnen vergeblich. Ehe wir noch den Vorgeschmack von der bittern Erfahrung der alten Welt haben, wird die amerikanische Magd ihr Glück darin suchen, Sonntags einen Sammet-Mantel und ein seidnes Kleid zu tragen und sich ihrer Gebieterin so gleich zu stellen. Weshalb sollte sie auch nicht? Sie weiß so gut zu leben wie sie und hat wo möglich auch keine schlechtere Erziehung genossen.

Ich wünsche wohl, ich könnte, statt dieser Vision von Hüten und Kleidern, in der Einbildungskraft der amerikanischen Weiber so souverain thronend, ein mehr anziehendes Bild von einem einfachen Familien-Heerde in der Wildniß, geben, mit lebendigen nicht gekünstelten Blumen geziert und mit den dauernden Früchten leichter und gut belohnter Arbeit gesegnet, vom Geiste der Hoffnung und Ruhe, nicht der unersättlichen Eitelkeit umschwebt. Diese Einfachheit stellt sich vielleicht noch zu ihrer Zeit ein. Der Geschmack der armen Klassen wird dem der Reichen folgen, und so lange unsere Reichthümer durch die niedrigen Kanäle der Kleidung und Zimmer-Decoration fließen und nicht auf den höheren Wegen des Wohlthuns, der Liebe zur Kunst, der Entwickelung eines individuellen Schönheitssinnes und Charakters verwendet werden, können Diejenigen, welche im Fortschreiten nur eine Woche hinter uns zurück sind, nicht weiser sein als wir. Wir sind die Pionire der Gesellschaft und von uns hängt es ab, den Bestrebungen des Volkes eine höhere Richtung zu geben.

Die Sparsamkeit, in England so wirkungsvoll gepflegt, wird hier nicht gewünscht. Der Ueberfluß an Stoff und Mangel an Arbeit haben zur Folge, daß manche Weisen des Sparens noch nicht als Sparsamkeit betrachtet werden können und ich freue mich, daß wir in dieser Beziehung nicht nöthig haben, unser Augenmerk auf Kleinigkeiten zu richten. Wenn die Sparsamkeit bei jedem Argumente die zweite Stimme hat, so ist es möglich, daß sie unvermerkt

den ersten Platz einnehmen werde. Was die Arbeit betrifft, so ist es erfreulich zu sehen, daß eines Menschen Dienste hoch geschätzt werden. Ich liebe das Haus, wo der Arbeiter seines Lohnes werth gehalten wird, wo das ermüdende Schaffen nicht nach Pfennigen taxirt wird, wo die Armen mit einem Segenswunsche scheiden und alte Dienste nicht vergessen werden.

Nächst den Erfordernissen der Haushaltung ist die Pflege der Kinder in Amerika eine Riesen-Aufgabe. „Acht Mütter für ein Kind und nicht acht Kinder für eine Mutter, das sollte die Regel sein.“ Es ist ihnen keine Unterstützung gewährt und die Mütter sehen sehr wohl, daß eine frühzeitige Erziehung den Mann macht, welcher bereit ist, sich bald einem anderen, als ihrem Einflusse hinzugeben. Wir können die so verwendete Zeit nicht beklagen, wir können nur bedauern, daß in den ersten Jahren so außerordentlich viel von der Kraft und Ausdauer der Mutter verlangt wird, daß sie dem Kinde nicht mehr zur Seite stehen kann, wenn es am Nothwendigsten ist. Der Funke, welcher durch das ganze Leben glühen müßte, lockert auf und verlischt dann. In vielen Familien opfert man den Kindern Alles. Die Mutter, welche sich selbst zum Opfer bringt, ist so zu sagen berechtigt, von Andern zu verlangen, daß auch sie ihre Vergnügungen und Bequemlichkeiten zu dem brennenden Holzstoße tragen. Die Kinder, welche bei ihren Eltern leben, fügen ihren Bedürfnissen noch die des Alters zu. Knaben von zehn oder zwölf Jahren kritisiren die Abend-Tafel und prüfen die Aechtheit des Champagners. Mädchen von vierzehn Jahren können nicht ohne den Besuch der Opern, Concerte und Vorträge leben. Es spricht sich darin nicht etwa eine Affectation aus; es geschieht, weil es wahr und natürlich ist. Gleichwohl bleibt es beklagenswerth, daß die einfachen innigen Unterhaltungen im Kreise Bekannter und Verwandter, dem Geräusch des Opernhauses und des Ballsaales, wo die Liebe zum Gepränge und der

Eitelkeit Wurzel faßt, so bald Platz machen müssen. Die Stunden, welche der Aufrichtung des Geistes geweiht bleiben sollten, die Tage, welche der Lehre für die Zukunft vorbehalten müßten, verrauschen im tollen Genusse, welcher in der Uebersättigung endet. Mütter, welche frühzeitig im Genusse ermüdet, ihr späteres Leben drückend finden, sind nicht im Stande, ihren Kindern die möglichste Befriedigung ihrer Wünsche vorzuenthalten. Sie lassen sie in allen Dingen ihrem eigenen Willen folgen. Der verkehrte Ideengang, die Krankhaftigkeit, durch diesen Zustand der Dinge erzeugt, gehören zu den betrübendsten Erscheinungen in Amerika. Mir kam es zuweilen in den Sinn, zu glauben, ein Kloster sei für die Mädchen der Ort, wo sie zur Reife gebracht werden müßten. Ein zurückgezogenes einfaches Leben, eine solide ruhige planmäßige Erziehung würden verhindern, daß der Verstand in gewandter, scheinbar glänzender Redekünstelei, das Herz in weicher Tändelei zu Grunde gingen. Einem jungen Mädchen, das im fünfzehnten Jahre das Schönste und Beste, welches an unsere Küsten kommt, tagelang bewundert, wird das einfache Alltagsleben unerträglich; eine Kraft und Ruhe nur, welche übernatürlich wären, könnten diesem Strome der Vergnügungen widerstehen und das eigne Wohl sichern. Wenn dann die ersten Verpflichtungen des ehelichen Lebens zu ihnen herantreten, dann lassen sie die Flügel hängen, und vertauschen ohne Bedauern ein Leben der ewigen Aufregung und Zerstreuung mit einem Leben der Sorge für Andere und der Treue gegen sich selber. In den ersten zwanzig Jahren drängt sich ihrem Herzen so Vieles auf, was sie ewig schätzen möchten und in den folgenden zwanzig Jahren müssen sie dem Allen entsagen. Früher sorgte man in dem größten Theile des Landes besser für die Hülfsmittel der Erziehung. Den höheren Klassen war damit ein Uebergewicht gegeben. Ihnen standen alle Schätze der Literatur zu Gebote. Sie wurden in den Stand gesetzt, Alles, was sie in der Gesell-

schaft zu hören bekamen oder in den Büchern fanden, zu würdigen. Sie erlangten innere Größe und Kraft und Reichthum. Unsere engere Verbindung mit Europa hat den früheren Anforderungen noch die einer Erziehung für die Gesellschaft zugefügt. Es ist nicht genug, sich in die Gedanken Dantes, Schillers, hineinzuleben, wir müssen auch ihre Sprache sprechen. Talente, welche in der Gesellschaft Glanz verbreiten, strebt man sich anzueignen; man verlangt eine bessere Kenntniß der Kunst und Musik. Der Tag des Unterrichts, welcher früher vollkommen ausgefüllt schien, reicht jetzt nicht mehr hin und doch ist die Zeit der Erziehung im Ganzen abgekürzt. Gleichzeitig aber wird die Gesundheit untergraben, indem man frühzeitig sich daran gewöhnt, bis spät in die Nacht der Aufregung sich zu überlassen.

Haushaltung und Kinderpflege erfordern offenbar in Amerika eine größere Zeit, als anderswo. Die Ansprüche, welche die Gesellschaft in dieser Beziehung macht, sind in den verschiedenen Theilen der Union und in den verschiedenen Kreisen von einander abweichend; man kann dieselben in beliebiger Weise auslegen. So wie die Gesellschaft jetzt geordnet ist, erfordert dieselbe Summe von Genuß hier ein größeres Opfer, als dort. Ich möchte die Menschen im Allgemeinen geselliger sehen und die Gesellschaft nicht als etwas Besonderes, für sich Bestehendes betrachten. Die Thee-Cirkel sind noch nicht der Inbegriff des socialen Lebens; es muß ein freier, freundschaftlicher Verkehr zwischen allen Klassen Platz greifen, welcher den hohen Ständen Macht den anderen Klassen Bildung und Selbstachtung verleiht. In dem Maße, wie eine Gesellschaft der Abschließung sich zuneigt, fördert sie die bösen Leidenschaften. Wenn unsere Gesellschaft eine ist und die Engherzigkeit aus ihrem Schooße verbannt, dann werden wir glücklicher und in unsern Gefühlen theilnehmender sein. Wir fangen eben erst an, nicht allein die Verpflichtungen,

sondern auch die wahren Genüsse des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen, die Mittel darin zu finden, um die Vorurtheile zu zerstören, Hirn und Herz empfänglicher zu machen. St. Petrus sagt: „Wir bedürfen der Mäßigkeit im Umgange, wie in der Speise.“ Bei der wachsenden Erleichterung des Verkehrs werden Menschen der verschiedensten Lebensweise und Verhältnisse näher zusammengeführt und dieser Völkerverkehr macht die Gesellschaft täglich interessanter. Innerhalb der Grenzen unseres Landes bestehen so entgegengesetzte Sitten und Lebensweisen neben einander fort, daß nur bei einem freien socialen Verkehr ein Verständniß möglich wird. Ich hoffe, daß wir in das Bereich der wahren Gesellschaft eintreten werden und um einen geringen Preis. Es wird der Weg, welcher dahin führt, jetzt von Allen verlassen, die etwas opfern müssen. Zum Theil verdanken wir das der thörichten Weise, in welcher wir europäische Moden einführen und in die Wildniß tragen. Wir pfropfen die Sitten und Begriffe reicherer Gesellschaften auf unsere eigenen. Wie schön ist es, unser Leben nach den Erfahrungen Anderer zu ordnen, mit ihnen zu sympathisiren, ihre Züge zu studieren und zu fühlen, wie wir in unserem Charakter mehrfach übereinstimmen. Wie schön ist es auch, die Mannigfaltigkeit der Gaben zu bewundern, welche Gott den Menschen gewährt hat. Ich glaube, daß in jeder Bewegung, welche in ungewöhnlicher Anmuth zu Tage tritt, eine eigenthümliche natürliche Begabung des Menschen sich ausspricht. Wie prächtig diese Blumen sich in der warmen Atmosphäre der Theilnahme und Bewunderung entwickeln! Mit Recht mag Bischof Taylor sagen, daß wir uns in einem oder dem andern Sinne für den Schlechtesten in jeder Gesellschaft halten müssen, welche wir betreten.

Die Unterhaltung auch ist eine unerschöpfliche Quelle des Genusses. Welches andere Mittel des menschlichen Verkehrs ist so elastisch; es umfaßt „die graue Theorie

und den grünen Baum des Lebens.“ Was könnte die Phantasie und Gefühle besser in Flammen setzen?

Wenn die Leute von den Beschwerden des Tages ermüdet sind, dann finden sie sich jetzt mit einem großen Aufwande von Zeit und Geld in den „assemblies“ ein, welche bis spät in die Nacht sich hinziehen. Gesellige freundschaftliche Besuche, welche das Herz wärmen und die Sitten läutern, sind nur in den kleinen Städtchen und Landsitzen gebräuchlich. Wenn wir wissen, daß man den Abend genießen kann, ohne entweder die Frau oder die Börse opfern zu müssen, dann werden sich die Thüren öffnen, welche ein bedauernswerther Stolz geschlossen hält. Man wird anerkennen, daß die Art und Weise, in der ein Mann seine Freunde empfängt, von der Größe seiner Mittel abhängen sollte. Ein sorgenfreies Gesicht und freundliche Manieren, das ist unser bester Empfang und eine kostspieligere Bewirthung kann nur da stattfinden, wo sie möglich ist, — in den Häusern der Reichen. Falscher Stolz und die Neigung zu Extravaganzen sind die Feinde des freien geselligen Lebens. Der Herr des Hauses kann nicht oder bildet sich ein, er könnte nicht die zu den Visiten erforderliche Zeit seinem Geschäfte entziehen; die Frau kann sich nicht der Mühseligkeit der Kinderpflege entheben und, was das Schlimmste ist, im Allgemeinen herrscht ein Geist der Unzufriedenheit unter der Bedienung des Hauses, welcher wie ein finsterer Dämon vor der Schwelle aller Häuslichkeit liegt. Die Frauen geben lieber die Gesellschaft als den Hausfrieden auf und können sich des Besuches eines Freundes nicht erfreuen, wenn in der Kirche mürrische Gesichter lauern.

Im Süden, wo dem Hausherrn die vielen Sklaven zu Gebote stehen, ist die Gastfreundschaft zu einem unverletzlichen Gesetze der Gesellschaft geworden; aber in den freien Staaten, wo die Arbeit des Tages die Familie in Anspruch nimmt, muß der Fremde dem Hause oft zur Last fallen.

Im Süden braucht man nur für einen Anzug zu sorgen, während im Norden zwei bis drei jährlich angeschafft werden müssen. Sparsamkeit und kleine Tugenden sind dort nichts Seltenes. Die Matrone des Südens ist die Sklavin ihrer Sklaven. In den östlichen Staaten ist man der Gefahr ausgesetzt, Sklave der Dinge zu werden. Jene, welche sich aufrichtig bestreben, gut zu machen, was sie zu thun haben, können sich nicht überreden Etwas mit Bedacht schlecht zu machen. Die Liebe zur Ausgezeichnetheit in der Arbeit und im Haushalt ist eine Schlinge, welche sie an die Erde fesselt. Diese Liebe hat einen erheblichen Beigeschmack von „Abneigung gegen den Mangel.“ Der Widerwille gegen die nachlässigen Moden eines neuen Landes wird zur übertriebenen Vorliebe für die Zierlichkeit, Planmäßigkeit und die geringeren Tugenden, der man zuweilen zuviel besitzen kann. Die höheren Tugenden und Gefühle werden verdrängt. Ich will die gute Haushaltung nicht unterschätzen, welche das Leben der Kinder und den Verstand des Mannes erhält; aber ich möchte nicht das ganze Leben zur Haushaltung machen. Ich freue mich, daß die Liebe zum Reisen in Amerika manche Familie vor der großen Liebe der Gegenstände bewahrt und wünsche nur, daß Diejenigen, welche in einem Lande wohnen, wo das bloße Leben so viele Gedanken und so viel Zeit erfordert, sich den Weg nicht mit zu beschwerlichem Gepäck selbst versperren mögen. Man betrachte alle Dinge, welche fesseln und Sorge verlangen mit Mißtrauen; obgleich sie gut und schön sein mögen, sie sind es nicht für uns, wenn wir unsere Innigkeit und Heiterkeit dafür geben müssen.

Man hat oft gesagt, die Intelligenz der Frau streite gegen die häusliche Ruhe; in Amerika ist eine gefühlvolle Frau stets die beste Haushälterin. Es erfordert Charakter und Geist, frei von Anarchie und Sklaverei zu steuern; frei nämlich von Abhängigkeit der Frau von ihren Mägden. Die Verwaltung der Familie erfordert dieselben Fähigkeiten, wie die eines Königreichs. Agricola soll eben darum,

Britannien zu regieren verstanden haben, weil er seine Familie passend zu behandeln wußte, was man für so schwierig hielt, als die Ueberwachung einer Provinz. Eine vollkommene Maschine kann man nicht sich selbst überlassen, wenn sie in Gang gesetzt worden, noch hat sie eine sich ewig wieder erzeugende Kraft und Fähigkeit, sich selbst zu lenken. Diejenigen, welche die Verantwortlichkeit der Leitung einer Familie auf sich genommen haben, sind gebunden, die Stelle jener Kraft zu vertreten. Bei uns erwartet man das von der Frau. Es gibt so viele Theorien der Familien-Regierung, wie der Staats-Regierung. Manche Weiber bedienen sich einer unendlichen Menge von Worten; sie sind die Politiker, die „Geschäftigen.“ Liegt darin eine Schwierigkeit? Sie haben zu „reden“ und herrschen vermöge der Zungen-Geläufigkeit. Andere, von festerem Charakter erwarten, daß Jeder seine Pflicht thue. Noch Andere gleichen jenen Menschen der Oeffentlichkeit, welche sich durch die Mittel der Regierung erheben; sie ordnen Alles der häuslichen Konvenienz unter. Sie wollen Alles durchführen, was sich durchführen läßt und zögern nicht, Zeit und Gedanken, welche für die Ewigkeit gegeben sind, zu opfern.

Die Haushaltung theilt sich in die persönlichen Angelegenheiten, bei weitem die wichtigsten und die sächlichen und wieder in die allgemeine Ordnung und die Einzelheiten. Was die persönlichen Angelegenheiten betrifft, so versteht eine zarte Natur Alles vom Standpunkt der großen Anschauung aus, schlägt aber vergeblich die Flügel wider die trockenen Einzelheiten der Dinge. Und doch ist für die Personen ein wirkliches Wohlbefinden von den Dingen abhängig. Die Bedürfnisse und Ansprüche eines jeden Familiengliedes sollten gehörig erwogen und mit einander verglichen werden. Die Kindheit muß sorgsam geflegt werden, die Jugend muß ihre Freuden und goldnen Tage haben, das Alter den mäßigsten Antheil am Genusse. Die Hausfrau muß durch eine großherzige Erfüllung ihrer

Pflichten das gute Beispiel geben. In den Vereinigten Staaten hat sich das Verhältniß im Grunde genommen nicht unangenehm gestaltet; — das Langweilige schwimmt hauptsächlich nur auf der Oberfläche. Es ist ein Verkehr, wie er zwischen menschlichen Wesen bestehen soll, und so daß wir zufrieden sein könnten. Es ist besser mit Denen zu leben, welche wir achten, obwohl sie uns ein wenig zu nahe treten, als unter dem Dache ein Häuflein Menschen ohne Grundsatz und Einsicht zu haben; es ist besser, den eignen Willen Andern unterzuordnen, als den Versuchungen einer absoluten Gewalt sich ausgesetzt zu sehen. Hier ist der Dienst ein Vertrag und eine verwandtschaftliche Verpflichtung zugleich und den Folgen der Nichterfüllung beider ausgesetzt. Die unvollständige Erfüllung von Verträgen steht mit dem öffentlichen Leben nicht im Einklang, die Vernachlässigung der natürlichen Verpflichtungen nicht mit dem Privat-Leben. Beiden zu genügen, ist Sache der Gebietenden. Wenn Alle so thun, dann werden wir über diesen Theil der Haushaltung nicht länger klagen.

Eine Hausfrau, welche ihre Bedürfnisse und Berechtigungen kennt, wird auch gut bedient werden. Sie kann nicht so behaglich leben, wie sie mit demselben Vermögen in Europa könnte. Sie darf sich kein großes Ziel stecken, oder sie muß einen großen Theil ihres Lebens den häuslichen Angelegenheiten widmen. Aber die Kenntniß dessen, was sie bedarf, was sie verlangen kann, ist nicht leicht gesichert. Die amerikanischen Mädchen sind so wenig heimisch im Hause und so früh werden sie in die große Gesellschaft eingeführt, daß Wenigen derselben Zeit für die Vorbereitung auf die Sorgen der Familie übrig bleibt. Sallust sagt: „Vergeblich studiert ihr das Leben der großen Feldherrn, nachdem ihr an die Spitze einer Armee gestellt worden."

Ich will über die beiden Wege, die Kraft im Einzelnen oder in der allgemeinen Anordnung, welche in der Wahl der besten Verfahrungsweise besteht, zu verwenden, noch einige Worte

sagen. Der frühere Weg war celtischen, der spätere sächsischen Ursprung und Charakter. Der eine, empirisch, im Anfang weniger Anstrengung fordernd, aber am Ende erschöpfender und ermüdender, wird in einer Welt, wo alle Dinge dem Wechsel unterworfen sind, von den Frauen vorgezogen. Sie beachten nicht ein Leck im Schiffe, welches zu stopfen, sie sich nicht veranlaßt sehen. Zuweilen, etwa so oft als ein Gewinn in der Lotterie gezogen wird, hat diese Planlosigkeit Erfolg und es ist schwer die Frauen zu nöthigen, vor allen Dingen an einen Plan zu denken, welchen sie gewissenhaft im Gedächtniß behalten. Gleichwohl ist dies für ein verständiges Wesen der einzige Weg, jenen Vertrauen zu geben, welche weniger sanguinisch, oder ruhiger und ordentlicher als wir, die Reise durchs Leben mit uns machen. Mögen die Frauen, um Ordnung zu lernen, die Wissenschaft in der großen Schule der Ordnung studieren. Sie werden sehen, daß sie vereinigt mit der Schönheit und befreit von der trocknen Einförmigkeit, eine eigne kleine Welt für sich schaffen. Die Frau muß nothwendiger als ihr Mann, das Ideal stets vor Augen haben, welches sie in die Wirklichkeit versetzen will, weil sie es mehr mit den Einzelheiten zu thun hat. Wenn sich Alles einem schätzenswerthen Plane fügt, wird sie Stütze und Theilnahme finden und mit Entsetzen auf ein Leben sehen, welches lediglich darin besteht, daß man das Geld sorglos verwendet und dann die Risse wieder stopft.

Unzufriedenheit entsteht im häuslichen Leben nicht blos durch den Mangel an befriedigenden Erfolgen; man bereut die Zeit und die Gedanken, welche dabei geopfert wurden. Wenn das der Fall ist, dann steht das Märtyrerthum der Nadel mit dem des Schwertes in einem Range. Die Sorge innerhalb ihrer natürlichen Grenzen ist nothwendig und heilsam; aber es gibt eine Sorge menschlichen und göttlichen Ursprungs. Wenn wir ungestüm jede Blume des Lebens zu pflücken suchen, werden die Dornen unsere Hände verletzen. Wählen wir die Blüthen für unser Beet, deren

Pflege nicht zu viel kostet und begnügen wir uns, die übrigen zu bewundern, wenn wir sie nicht besitzen können.

Um die Zwecke zu erreichen, das Vergnügen und die Muße zum Genusse sich zu sichern, strebt man fast fieberisch nach dem Besitze, dem Gelde. Auch ohne unsere Entwürfe und Bestrebungen würde die Existenzfrage sehr in den Vordergrund treten. Jedermann hat sich den Boden zu schaffen, auf dem er Fuß fassen will. Daher kommt für Jeden einmal eine Periode des peinlichen Zweifels an seinen eignen Kräften. Er zweifelt, ob seine Beschäftigung eine würdige sei; ob er der Gesellschaft, wie sie jetzt ist, folgen kann, ohne seinen früheren Bestrebungen zu entsagen, oder ob, wenn alles andere erträglich, die Arbeit für ihn die richtige sei. Insofern dies Momente sind, welche das Urtheil bilden, die Begriffe schärfen, das zu große Selbstvertrauen schwächen und den weltlichen Erfolg seiner Reize berauben, können wir die Hand der Vorsehung darin erblicken. Es ist oft eine kurze, obschon tief eingreifende Prüfung und wie eilig auch der Erfolg sie vergessen macht, so konnte sie doch dem Leben nicht erspart werden. Wo der Erfolg ausbleibt, da ist die Prüfung eine drückend harte, vielleicht eine lebenslange und wir haben ein Recht zu fragen, ob wir nicht durch unsere Art und Weise des Geldausgebens und unsere falschen Ansichten von unseren Bedürfnissen diese Periode verlängern. Die Nothwendigkeit einen festen Halt sich zu schaffen, mag drückend sein; mag innerhalb unseres socialen Lebens in häßlichster Gestalt zu Tage treten, sie liegt in der Liebe zur individuellen Unabhängigkeit tief begründet. Wir können ein Leben, so schön es sei, nicht bewundern, wenn ihm der Puls der Unabhängigkeit fehlt. Wir können selbst den Mann von reicher Begabung nicht entschuldigen, wenn er diese erste Pflicht versäumt.

Außer diesem Gefühl von der Nothwendigkeit sich eine feste Grundlage zu schaffen, hat der Amerikaner einen Instinkt, welcher ihm gebietet, die Armuth von sich fern zu

halten. Die Furcht vor derselben ist ein rastloser Geist, welcher leichter in unsere Paläste zu dringen vermag, als in die Schlösser der alten Welt. Es könnte der Fall sein, daß das Skelett regelmäßig seinen Platz am Festmahl einnähme, daß seine Gegenwart überall auf die öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten großen Einfluß übte. Wer würde Almosen für die hungernden Irländer, Lösegeld für flüchtige Sklaven sammeln wollen, wenn die Papiere fallen, wenn der Kaufmann den Bankerott vor der Thüre sieht, der Mann von Vermögen seine Revenüen gefährdet glaubt. Die Geldfrage schleicht sich bei jedem Urtheil und jeder Betrachtung mit ein. Gestern war keine Erziehung für Eure Söhne gut genug, ihr waret eifrigst bemüht, die verfeinernden Einflüsse der fremden Kunst in die Häuser Euerer Landsleute zu bringen; heute sieht alles finster aus, Eure Kinder gehen einher wie andere auch, und Eure Landsleute müssen warten, bis sie sich selber verfeinern können.

Das Geld ist in Amerika in höherem Maße, als anderwärts, gleichbedeutend mit Zeit. Alles schreit „Money or Time.“ Erziehung, Haushaltung, Gesellschaft, fordern Geld und wieder Geld. Wenn die häuslichen Affairen die Frau beunruhigen, dann sagt der Mann: „Drücke die Plagegeister nieder mit einem Blättchen Gold. Zu welchem Zweck schaffe ich Geld, wenn mein Weibchen keine Ruhe hat?“ Aber wenn das Weibchen nicht zu den sehr kleinen gehört, dann ist sie damit nicht zufrieden. Sie will die Plagegeister aus dem Hause treiben, nicht blos beruhigen, besonders da sie ihren Mann mit trübem Gesicht in der Schreibstube sieht. Sie kann nicht mehr Hunderte für ihre eigne Ruhe verwenden und dabei von den Elenden in der Zeitung lesen, welche am Hungertode starben; sie fühlt, daß ihr die Sparsamkeit nützen kann. Ich glaube die Vorsehung hat jedem Geschlecht seine besondere Funktion vorgezeichnet; denn es würde zu peinlich für den Broderwerber sein, so zu sagen, sein eignes Leben Tropfen nach

Tropfen für die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse herzugeben. Während der Mann arbeitet, hat er das Ideal seiner Familie vor sich, und nicht die geringen Summen, welche sein Weib ausgibt. Ihre Sache ist es, in der Verwaltung der tausend Theile, welche das Ganze bilden, treu und klug zu Werke zu gehen. Aber wenn sie, um eine gewisse Stellung zu behaupten, zwischen der Ueberschätzung ihres Mannes oder einem täglichen Kampfe, welcher sie endlich lieblos und finster macht, wählen muß, wie viel besser wäre es gewesen, wenn sie in ihrer Jugend und Frische eine einfachere Lebensweise gewählt hätte, deren Pflichten sie sorglos und heiter erfüllen konnte.

Die Frau möge Alles, was hinreicht, zufrieden zu stellen, von dem, was konventionell ist, scharf trennen. Sie kann das Erstere mit Würde und Erfolg der Familie bieten und das Schiff wird um die halbe Last leichter, wenn sie das Letztere über Bord wirft. Sie möge es sich klar machen, ob die Schwierigkeiten, welche sie umlagern, Wirklichkeiten oder Schatten sind; oft leben sie nur in der Furcht und ein wahres Wort wird sie verscheuchen. Sie entscheide, bei welchem Grade von äußerem Glanze bessere Dinge verloren gehen; möge bedenken, daß jedes folgende Kleid mehr kostet und weniger werth ist. Sie möge sich nie anders kleiden, als sich mit ihren Verhältnissen verträgt. Die Schicklichkeit eines Anzugs hängt nicht von der Kostbarkeit ab, wie jeder Maler weiß. Ein auffallender Schmuck und besonders glänzende Farben, nehmen dem Gesicht oft allen Ausdruck. Mögen sie die Einfachheit suchen, Frische und Schicklichkeit und nichts weiter, es sei denn, daß ihre Mittel hinlänglich ausreichen. Wem die amerikanischen Frauen jene Zierlichkeit und angeborne Freiheit wirklich besitzen, welche Fremde an ihnen bemerken, dann haben sie nicht nöthig, ihre Kleider mit Schmuck zu überladen. Ihnen ist doch kein Styl der Schönheit eigen und ihr Leben ist nicht der Art, daß ein auffallender Anzug passend erscheinen könnte.

Leben und Sitten müssen aus dem Charakter entspringen; man darf nicht dem Scheine dienen. Der Charakter ist allein berechtigt, sich in den Sitten auszusprechen und wird es thun, wenn alle Hindernisse einst beseitigt sind. Wie in dem schönen Mährchen das Haupthaar des Prinzen eine Beschreibung von seinem Wesen und seinen Erlebnissen gibt, so sollte uns die Gegenwart das Resultat des Lebens erzählen. Die Sitten sollten den eigenthümlichen Charakter darstellen und darauf hindeuten, was am Tiefesten gefühlt worden ist oder gefühlt wird; der außerordentliche Reiz, welchen nur die vielseitigste und gebildetste Gesellschaft in ihren Sitten bietet, wo man das einzig Rechte stets im richtigen Augenblicke erfaßt; wo man sagt und dann gleich handelt, mag für uns sich nicht eignen. Doch auch diese scheidet sich in zwei Theile, von denen einer mit natürlichem Gefühl und hoher Bildung, selbst bei einem zurückgezogenen Leben, fesseln kann. Auch außerhalb der Atmosphäre eines Hofes kann uns doch die feine und zuvorkommende Würdigung eines jeden Schattens einer Meinung und eines Gefühls eigen sein, welche einen Menschen zu dem angenehmsten Gesellschafter macht. Wir können das vielleicht am ehesten, je weniger wir uns der Eigenschaft bewußt sind und je mehr wir uns mit den Dingen selbst beschäftigen und nicht mit dem Eindruck, welchen sie bei uns auf andere machen.

Dies bringt uns wieder auf die Erziehung. Die Erziehung bildet den Charakter; aber eine Gesellschaft muß einen hohen Charakter haben, um sich eine hohe Erziehung eigen zu machen. Der Schnee schmilzt auf den Bergen, wenn das Wetter warm wird; wir werden warmes Wetter haben, wenn der Schnee auf den Bergen geschmolzen sein wird. Ein Jeder wartet auf den Andern und wird ewig warten, wenn nicht Jene, welche ein wenig wissen, was nöthig ist, sich in's Mittel legen, und mit beiden Händen kämpfen, — mit der einen das Leben aufhaltend und mit

der anderen der Erziehung winkend. So klären sie das Feld nach und nach für die nächste Generation. Es ist schwieriger, die besten Wege der Erziehung als des Lebens zu wählen, denn die Erziehung, so weit es sich um ihre Zwecke handelt, arbeitet für die Zukunft und das Leben für die Gegenwart. In Amerika lebt man so athemlos schnell, daß der Zweck des heutigen Tages Morgen schon auf Null fällt. Man sagt, daß der Mangel an Einheit des Glaubens den Beweis liefere, die Wissenschaft der Religion sei noch in ihrer Kindheit; daß, wenn die ganze Wahrheit offenbar sein würde, auch nur ein Glaube bestehe. Wenden wir diese Behauptung auch auf die Erziehung an, denn sie befindet sich in Amerika noch im Werden und nicht zwei Personen stimmen in einem Punkte überein. In Beziehung auf die Heranbildung der Frauen herrscht vielleicht eine noch größere Verschiedenheit in den Meinungen, als in der männlichen Erziehung. Ich möchte eine Frau so erzogen sehen, daß ihr Mann nirgends in der Welt einen treueren Freund finden könnte, seine Kinder keinen weiseren Führer. Sie ist des Mannes Gefährtin durch die Welt. Sie hat dieselben Rechte zu genießen. Wenn die Noth sie zwingt, seine thätige Mitarbeiterin zu werden, so möge sie es mit so wenig Anstrengung thun, als nur möglich. Die Erfahrung wird Allen, welche so laut fordern, daß sie ihren Wirkungskreis ausdehne, lehren, wie wenig sie für die dauernde Arbeit bestimmt ist. Es liegt für den Mann in dieser Anordnung der Natur die Aufforderung ihr die Arbeit zu ersparen, für die sie nicht geschaffen ist. Er wird es für nothwendig halten, in seiner Lebens-Ordnung der Frau einen guten Platz zu geben. Diese Großmuth der Amerikaner gegen ihre Frauen charakterisirt die Nation. Nirgend in der Welt wird die Arbeit der Frau im Verhältniß zu der der Männer so gut belohnt. Es liegt ein Problem unserer Zeit darin verborgen, welches wir, wie ich hoffe, lösen werde. Wenn nicht, so liegt das mehr an den

Freunden der Frauen, als an den Feinden, welche behaupten

> Le donne son venute in eccellenza
> Di ciascun'arte ove hanno posto cura

und sie nöthigen möchten, auf jedem Gebiete als Konkurrenten zu erscheinen. Sie möchten darauf bestehen, daß die Frau den steilen Pfad der Gelehrheit wandle, während der Himmel sie dazu bestimmte, die Früchte der Forschungen des Mannes zu genießen; sie möchten ihr eine Kraft zuschreiben, die sie nicht besitzt und die sie für den Genuß untauglich machen würde, welchen sie durch die Sympathie gewinnt. Während es zweifelhaft erscheint, ob die Frau in ihrer besonderen Stellung ruhig blühen oder auf den Hochwegen des Lebens sich tummeln soll, ob sie bleiben soll, wozu die Natur sie machte, oder ob ihr das Fremde mit Gewalt aufgezwungen werden sollte, ist auch die Frage der Erziehung zu entscheiden. Wir befinden uns in einer größeren Verlegenheit als Phineus, den die Götter zwangen, stets ein doppeltes Theben an seinem Horizonte zu schauen. Wir sehen alle Städte Europas und möchten die Vollkommenheiten Aller vereinigt besitzen. Wir sind schon zufrieden, wenn wir auf keine anderen Feinde stoßen, als Zeit und Raum, wenn nicht eine Unvereinbarkeit sich uns entgegenstemmt, welche auf den Gesetzen der Natur beruht.

Es gibt zwei Arten von Bildung und Verfeinerung des civilisirten Menschen. Die eine fordert wenig Opfer, sie richtet keine Verheerung in der Welt an; aber die andere ist eine wahrhaft barbarische. Sie fordert von Allem das Beste und nichts stellt sie zufrieden. Für eine taube Nuß gibt sie ganze Aecker. Die eine thront anmuthig auf der Stirn der Frau und ist nicht schwer zu erreichen, die andere ist unerträglich, häßlich, sie wird von windigen Phrasen und hochtrabenden Prätensionen getragen. Ihre Bekenner sind bereit, einen Kontinent für ihren Mittagstisch auszu-

plündern und um ein schönes Kleid den Ocean zu kreuzen. Die ächte Bildung gibt sich in der Verachtung derselben kund. Ist es nicht erbärmlich, um einen wohlriechenden Tropfen so viele Rosen zu zertreten? Wenn unsere Frauen Charakter hätten und nicht so sehr an die Außen-Dingen gebannt wären, sie würden ihren Einfluß dem Erwerbe von Reichthümern gar nicht zu Gebote stellen. Sie mögen hören, was einer ihrer Landsleute von dem Reichthume sagt:

„Der Reichthum ist ein Mittel zur Bildung und eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit und den freien Sinn, da er die quälende Unruhe beseitigt; auch befördert derselbe die Intelligenz, indem er zu ihr alle Thüren aufschließt; er ist eine gute Grundlage für ein Leben voll Großmuth; er bewahrt die Schönheit, welche von der Arbeit oft zerstört wird und verhindert, daß die Falten zu früh die Stirn verzerren. Ob der Reichthum die seelenvolle Hingebung, das aufrichtige Zutrauen und ausdauernde duldsame Liebe erweckt und pflegt, Eigenschaften, die unser Herz in reiner Gluth erhalten, das ist zweifelhaft.“

Den 22. Juli 1852.

Meine theure Frau Pulsky! Einige Bemerkungen des Hartley Coleridge sind so lehrreich für uns Amerikaner, daß ich hoffe, Sie entschuldigen mich, wenn ich dieselben hier nachschreibe.

„Eine bloße Lehre oder Lehrlingsschaft ist noch keine gute Erziehung.

„Jedes System der Beaufsichtigung, welches lediglich geeignet erscheint, den Zögling zu befähigen, in dem Weltdrama eine bestimmte Rolle zu spielen, entweder zu seinem eigenen Besten, oder zum Vortheil eines Anderen, oder einer Gemeinschaft von Menschen, ist eine bloße Lehr-

lingsschaft. Es ist gleichgültig, ob es eine hohe Rolle sei oder eine niedrige, die eines Helden oder die eines Narren.

„Eine gute Erziehung betrachtet vornehmlich als ihre Aufgabe, im Menschen den Menschen zu begründen und ihr Endzweck ist das Wohlsein des Zöglings, da er ein moralisches, verantwortliches und unsterbliches Wesen ist.

„Weil aber Jedem ein gewisser Dienst, ein Pfad der Pflicht, eine Verrichtung und ein wetteifernder Fortschritt, ein Amt in der Oeconomie der Vorsehung vorgeschrieben ist, so sorgt eine gute Erziehung stets für eine gute Lehre, denn die Nützlichkeit ist eine nothwendige Eigenschaft der Güte.

„Ein Mensch, in dessen Erziehung die Lehrlingsschaft fehlt, wird nutzlos; ein Mensch, dessen Erziehung nur auf die Lehrzeit sich beschränkte, wird unbrauchbar sein, deshalb schädlich und zwar um so schädlicher, wenn seine Stellung eine hohe und einflußreiche ist."

Man findet zuweilen Amerikaner, welche glauben, alles Wachsthum komme von Innen und deshalb die Lehrlingsschaft ganz verwerfen. Aber ich glaube, es ist ein noch häufiger vorkommender Irrthum, aus dem Leben eine einzige Aufeinanderfolge von Lehrzeiten zu machen, deren jede so kurz als möglich ist und nach Belieben ausgefüllt wird.

Es ist gefährlich, so immer für einen Zweck zu arbeiten. Es ist besser für uns, wenn wir uns an der Vereinigung von Ursache und Wirkung halten, als an der von Mittel und Resultat. Es stimmt mit unsern Gedanken über die Größe Gottes mehr überein, wenn wir glauben, daß er das Weltall g u t geschaffen hat, als wenn wir annehmen, er habe es zu einem bestimmten Zwecke geschaffen; es ist edler, beständig aus Grundsatz zu handeln, als um eines Zweckes willen, denn stufenweise könnte der Zweck die Stelle des Grundsatzes einnehmen. Ein Zweck ist ein köstliches Reizmittel und hilft uns wunderbar

über die steile Straße und damit wir seinen Beistand haben, erscheinen uns die Dinge wunderbar groß in der Perspektive des Lebens; aber das Glas, welches vergrößert, kann auch das Bild verdrehen; wir müssen es zuweilen niederlegen und die Dinge betrachten, wie sie wirklich sind, ohne Rücksicht auf den Nutzen oder die Freude, welche wir von ihnen hoffen. Wenn die Arbeit für einen Zweck gethan wird, so kann der Erfolg der Beweis des Verdienstes sein. In diesem Lande hat man weder Zeit noch Fähigkeit, die meisten Menschen anders als nach ihrem Erfolg zu beurtheilen. Wenige Menschen geben sich die Mühe, die Elemente des Erfolgs in jedem Falle zu zerlegen, sondern glauben, daß da stets ein geheimnißvolles Etwas verborgen sei, welches ihr Lob verdiene. Denn

Fu il vincer sempre mai laudabil cosa,
Vincasi o per fortuna o per ingegno.

Bis jetzt haben wir noch so viel Raum in Amerika, daß Jedem sein Streben gelingen kann, ohne daß der Erfolg nothwendig eine Selbstsucht oder Härte gegen Andere in sich zu tragen braucht. Die Gefahr liegt mehr in den Folgen, als in dem Bestreben; denn uns ist der Erfolg oft der Dünger für die Eitelkeit. Wenn der Character über dem Erfolg des Menschen steht, dann wird Alles in Ordnung sein. Jene, welche ihn haben, werden nicht erhöht und Jenen, welchen er versagt ist, werden aus dem Bankerott die beabsichtigte Lehre ziehen.

Der Erfolg ist ein gutes Zeugniß von der Stärke einiger Züge des Characters, aber nicht der Erhabenheit des Characters im Allgemeinen. Ich möchte jene Eigenschaften geschätzt sehen, welche nicht von selbst den Erfolg gebieten oder davon abhängen. In einem neuen Lande sind gewisse Züge, wie die Thatkraft oder der Scharfblick, so nothwendig, daß sie oft den ganzen Character repräsentiren, und so ist die Quantität des Characters in Gefahr, schätzenswerther zu erscheinen, als seine Qualität. Ich möchte an-

erkannt wissen, daß Jedermann Vollkommenheit des Characters besitzen könne, ohne im hohen Maße begabt zu sein, ich möchte den Unterschied zwischen Character und angeborner Fähigkeit und jenen zwischen Character und Begabung berücksichtigt sehen; denn in unserm Lande sind diese Begriffe im practischen Leben verwirrt worden. Wenn ein ausgezeichneter Fremder hierher kommt, so erwarten wir, daß er in allen Dingen Richter sei, wie fern ein Gegenstand auch seiner Sphäre liegen möge und rauben ihm seine Zeit, indem wir ihn auffordern, sich über Fragen auszusprechen, die niemals Gegenstand seiner Forschungen waren und ihn nicht besonders interessiren. Uns interessirt Alles und darin liegt die Hoffnung auf eine umfassende Entwicklung, wenn wir uns nur Muße dafür schaffen, indem wir das äußere Leben einschränken.

Unter Umständen haben wir Character; aber es liegt an uns, den höchsten Typus des Characters uns zu sichern. Begnügen wir uns nicht damit, der Welt in einer oder zwei Besonderheiten voranzugehen, während Alles, was das Leben verschönert, vernachlässigt bleibt. Leben wir so, daß die Vervollkommnung unseres Characters möglich erscheint. Und wenn des Lebens Form umgegossen werden soll, so sorgen wir für eine, welche den Fähigkeiten des ganzen Menschen angepaßt ist. Verwerfen wir den Provinzialismus, weil er beschränkend und lächerlich ist; aber hüten wir uns auch vor dem Kosmopolitismus. Wir sind keine Luftpflanzen, wir müssen Wurzel schlagen und irgendwo uns zu Hause wissen, oder unsere besten Eigenschaften liegen todt. Studiren wir die alte Welt, indem wir die Spreu vom Waizen trennen und das Beste für das Land wählen, welches wir lieben. Führen wir ihre besten Ideen aus, nicht irre geleitet durch „herrschende Meinungen, welche fast immer die eines sinkenden Zeitalters sind.“ Suchen wir die Größe und Unabhängigkeit. Schätzen wir den Character mehr als besondere Begabungen; diese zwar sind

reicher an Resultaten; aber sie haben ihre Schlingen. Sie verschönern das Leben Anderer, aber oft sind sie der Ruin dessen, welchem sie verliehen. Ziehen wir einen beharrlichen Character und eine symmetrische Entwickelung vor. Ein unbeständiger Character übt Verrath an Anderen. Keine Charactere sind so hoffnungslos wie jene, welche gute und schlechte Eigenschaften neben einander aufwachsen lassen; wir können der Grundlage nicht trauen. Ich hoffe, daß wir in dieser Beziehung mehr der sächsischen als der celtischen Geistesrichtung folgen werden. Der moralische Sinn des Sachsen umfaßt das ganze Leben; der Celte, besonders in Frankreich, scheint nach verschiedenen Grundsätzen in verschiedenen Abstufungen seines Characters zu handeln. Er besitzt nicht übereinstimmende Eigenschaften in Moral und Verstand; er bleibt sich geistig treu, geht aber in sittlicher Beziehung oft auf krummen Pfaden. Hoffen wir, die Eigenschaften der beiden Raçen glücklich zu vereinigen. Schon bemerken wir an dem Zweige der celtischen Familie, welcher sich mit uns vereinigt hat, eine günstige Veränderung. Ihre Fähigkeiten sind ausgebildet und sie übertreffen die Franzosen, nun da sie sich die angelsächsische Schlauheit angeeignet haben. Hoffen wir, daß die Besorgniß und Aengstlichkeit in dem Gesicht des Amerikaners durch den genialen, sorglosen Geist Jener verdrängt oder gemildert werden; die Fluth der Einwanderung möge ein wenig von jener Sorglosigkeit in den Schooß unseres Landes führen, welche, wenn auch nicht nothwendig, um uns mit dem Leben auszusöhnen, doch gewiß dazu beiträgt, das Leben zu verschönern. Man hat gesagt, der Amerikaner besitze eine wunderbare Macht, andere Naturen in der seinigen aufgehen zu lassen, so daß nach Verlauf von zwanzig Jahren selbst der Deutsche kein Deutscher mehr sein werde, sondern die Unruhe, der Ehrgeiz und die Thatkraft des Amerikaners ihn ganz beherrschen würden, daß er sogar seinen Ton und seinen Gesichtsausdruck sich angeeignet habe.

Auf diesen Entwickelungspfad einige Blumen der Phantasie der Heiterkeit und des Gefühls gestreut, werden sie vergeblich auf diesen Boden der nackten Realität fallen oder sich nicht mischen mit dem herrlichen Korn, den nahrhaften Früchten, welche er so reichlich hervorbringt?

Wenn wir, statt der ausgetretenen Bahn Europas zu folgen, ein hohes Ideal uns schaffen und die untergeordneten Dinge sich selbst entwickeln lassen, wie einfach und männlich und selbst interessant würde unser Nationalcharacter werden. Unser Leben möge das Interesse haben, welches seit den Tagen der Patriarchen die menschlichen Anordnungen nur dem wahrhaft Religiösen nicht genommen, das eines Gefühls der unmittelbaren Abhängigkeit von Gott. Die Begebenheiten folgen sich hier so schnell, daß wir besser als andere die Werke der Vorsehung Gottes in einem kurzen Zeitraume schauen können. Wir können sein Verhältniß zu den Menschen verstehen und so zu sagen ihm näher leben, und so weit er es gestattet, an dem großen Ganzen mitwirken. Wiegt dieses Vorrecht nicht alle die auf, welche die alte Welt bietet. Zwischen ihm und uns giebt es keine Scheidewand von Königen oder Regierungen, was er unsern Herzen zu thun bestimmt, kann gethan werden, ohne ein Hinderniß. Wahrlich, von unserer Entschließung, unserm Character hängt es ab, ob wir diesen Standpunct erringen oder nicht. Got erlaubt nicht länger, daß seine Gaben verborgen bleiben, noch daß der Schwächling den höchsten Platz einnehme. Er wird die vordersten Reihen mit seinen Erwählten ausfüllen, welche am fähigsten sind, sein Wort zu erfüllen.

Rade volge risurge per li rami
L'umana probitade; e questo vuole
Quei che la da, perche da lui si chiami.

Wir können nicht, sagt eine falsche Aufklärerei, die schönste Form und den besten Character in einer Klasse suchen, welche arbeitet, welche am Gelde hängt, noch kön-

nen wir den höchsten Ton der Conversation erreichen, ohne die volle Befreiung von der Sorge. Aber was ist mit dieser Befreiung von der Sorge anders gemeint, als die Befreiung vom ersten männlichen Denken? Nachdem das wahre Bild der Männlichkeit aus dem rohen Steine gehauen, würden sie daran so lange bessern und poliren, bis der Ausdruck der Männlichkeit verschwunden wäre. Verwechseln sie nicht die Begabungen, welche für eine Stunde reizen mit der lebendigen und dauernden Schönheit des Characters, den Wasserstrahl aus einer griechischen Vase mit dem rauschenden mächtigen Strome? Dieser Glaube an den Müßiggang ist eine Reaction in unserm geschäftigen kämpfenden Leben, welches zarten Naturen Schrecken einflößt und sie zurück sich sehnen läßt nach dem Eden der Ruhe. Ich hoffe, es wird niemals national werden. Was auch das Evangelium in andern Ländern sein mag, hier ist es die Arbeit. Die Welt mag sich freuen, daß wir nicht wie ein Dieb oder Räuber auf ihren Schauplatz treten, nicht mit dem Grundsatze, so viel als möglich zu besitzen und so wenig als möglich zu thun, daß wir uns unserer Aufgabe bewußt sind und getreu bleiben.

„Andere Geschöpfe leben
Träge so hin, der Ruhe nicht bedürftig;
Doch zugewogen ist das Tagewerk
Des Leibes und des Geistes jedem Menschen.
Drin ruht sein Stolz; ihm bleibt des Himmels Schuß,
Indeß der andern Thiere Thun und Lassen,
Der Menschen Gott zur Rechenschaft nicht zieht."

Wir sind nicht zurückgeschreckt vor der physischen Aufgabe, legen wir nun das geistige Vorrecht nicht in andere Hände. Sorgt, daß es uns nicht zum Vorwurfe gereiche, „wie Das uns erhebt, was wir von der Ameise haben, während wir da, wo wir der Gottheit uns nähern, als Stümper uns erweisen." Bedenken wir, daß kein materieller Segen, welchen wir unsern Nachkommen hinterlassen für den Verlust eines lebendigen, moralischen Gefühls oder

des Glaubens Ersatz bieten kann. Doch dürfen wir nicht wünschen, ein Leben der reinen Betrachtung zu führen, ein Leben ganz den Ideen gewidmet. Idealisiren wir unser Leben wie es ist, doch wandeln wir dasselbe nicht völlig um. Der Jüngling wähle wo möglich eine Beschäftigung, deren Beziehungen zur Schönheit und Nützlichkeit er zu erkennen vermag, damit er in Augenblicken der Verzweiflung an der Idee, welche ihr Leben verleiht, sich halten könne. Die Beschäftigungen des Farmers, des Lehrers und Geistlichen gewähren diesen Vortheil. Oder er möge eine für die Gesellschaft so wichtige Beschäftigung wählen, daß seine Hingebung an dieselbe dadurch gerechtfertigt wird. Wenn die Vorsehung den Jüngling in eine Welt voll kleinlicher Verpflichtungen versetzt oder einen großen Theil seines Lebens zu einer bloßen Sklavenarbeit bestimmt, so möge er die Erbärmlichkeit seiner Beschäftigung nur erkennen; wenn sie seinen Horizont nicht ausfüllt, dann hat sie keine Macht, ihm zu schaden.

Es giebt zwei Wege, eine Beschäftigung zu wählen. Ein Mann von gutem Geschmack und Begabung sollte der Natur folgen und so jeden Vortheil und jedes Glück genießen, indem er thut, was zu thun er bestimmt ist; doch wenn er nicht auf seiner Huth ist, so wird seine Beschäftigung ihn tyrannisiren. Es bleibt zweifelhaft, ob es für den ganzen Menschen ein Vortheil ist, wenn er seine höchsten Wünsche in seiner Beschäftigung befriedigt findet. Die meisten Menschen haben jedoch keine große Neigung für eine Profession, oder wenn sie eine solche haben, so können sie dieselbe nicht befriedigen; oder vielleicht folgen sie einer Beschäftigung für die Erhaltung des Lebens und einer anderen bevorzugten für ihre Mußestunden. In diesem Falle ist die Gefahr vorhanden, daß sie sich untreu werden, tändeln und nichts recht machen. Sind sie aber entschlossen, ihren Tagespflichten nachzukommen und ihr Herz für bessere Dinge zurückzuhalten, so werden sie wahrscheinlich ein besseres

Leben führen und größere und interessantere Menschen sein, als jene, welche in ihrem geistigen Streben eben so weit kommen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es in jeder Beschäftigung rege Mitbewerber giebt, welche ihr Herz ganz dem Geschäfte unterordnen, mit demselben ihr Leben ganz ausfüllen. Ihre Gedanken sind darauf gerichtet, bis sie durch eine gewisse Anschauung Alles begreifen und vorhersehen können. Es ist dem Amerikaner eigen, bei jeder Verrichtung das Herz mitarbeiten zu lassen, und wir müssen gestehen, daß das seine guten Wirkungen hat; wenn die Arbeit eine würdige ist, dann ist dies ein männliches Thun und immer besser als Trägheit; aber es verhindert Jene, welche ihre Herzen den höchsten Dingen widmen, in minder bedeutenden einen Erfolg zu erzielen. Mögen sie dann mit einem mäßigen Erfolge sich begnügen und ohne Reue Jene vorüberrollen sehen, welche bereit sind, den Pegasus als eine bewegende Kraft zu benutzen.

Es ist gewissermaßen ein Vortheil, das nicht zu besitzen, was der Familie zur Verfolgung eines Lieblingsstrebens erforderlich ist. Es ist weniger wahrscheinlich, daß der Mann allem Anderen entzogen wird, es ist ihm Gelegenheit gegeben mit mehr als einer Idee vertraut zu werden. Lasset unsere Kaufleute, nachdem ihr Unterhalt gesichert ist, zu der Wissenschaft zurückkehren, welche sie in der Jugend fesselte, sie werden die Freigebigkeit und Rechtlichkeit des Kaufmannes mit der Geistesgröße eines Mannes der Wissenschaft vereinigen. Ich hoffe, wir werden in diesem Lande den Character einer jeden Menschenklasse weniger technisch gestempelt sehen. Dieses wird ermöglicht durch die Erziehung derer, welche ein thätiges Leben zu führen wünschen. Wenn jedem Jüngling die Zeit, welche seine Erziehung erfordert, gelassen wird, ehe das Geschäft ihn gleichsam verschlingt, so wird er sich später Stunden für das Studium gestatten und früher aus dem Strudel der Gesellschaft zurückziehen. Dann wird er nicht, wie heut zu Tage, von

unbekannten Vortheilen sich umgeben glauben, vor denen er eine abergläubische Achtung hat. Denker und ruhige Beobachter suchen seine Gesellschaft, sie fühlen, daß dieselbe stärkend, erhebend und Leben verleihend sei.

Wenn die Ausgaben für das Tagesleben vermindert würden, so wäre eine einträgliche Beschäftigung weniger wichtig; es wäre in der Wahl der Arbeit mehr Freiheit gelassen und man würde dem individuellen Geschmack mehr folgen. Ein Knabe, welcher eine Neigung für die Oeconomie oder die Baukunst an den Tag legt, würde nicht gehindert sein, dieser Neigung zu folgen, wie hoch auch seines Vaters Wünsche sich versteigen möchten. Die Eltern würden den Character und die Talente ihrer Kinder mehr berücksichtigen, sowohl in der Erziehung als in der Bestimmung irgend einer Beschäftigung. Die Erziehung beginnt jetzt mehr den Bedürfnissen Derer angepaßt zu werden, welche für das thätige Leben bestimmt erscheinen; ich hoffe, daß dies mehr und mehr geschehe, doch darf sie nicht oberflächlich werden. Möge dem Knaben Zeit gegeben sein, sich literarischen, ja classischen Sinn anzueignen, bevor er der harten Schule des Lebens übergeben wird. Diese kostbaren Stunden müssen verlängert werden, bis ihr Einfluß tief in die Natur gedrungen und Wurzel geschlagen. Widmen wir nicht zu wenig Zeit der Vervollkommnung und für die Erwerbung dessen, was man den passiven Theil des Characters nennen mag, ehe wir das active Leben beginnen — laßt dieses Leben selbst durch das innere Wesen beherrscht werden und man wirft uns nicht länger vor, daß wir mit dem Erwerben und Verbrauchen des Erworbenen unsere Zeit verbringen.

Die Macht ist von dem Feldherrn und dem Priester auf Jenen übergegangen, welchem Gott sie verliehen hat. Die aber, welche Nieten gezogen, sehen auf ihn, wie auf einen Helfer. Und kann es für ihn ein heiligeres glücklicheres Leben geben, als das eines Auslegers der Absichten

Gottes, eines Werkzeuges seiner Gaben? Es ist nichts einfacher, als daß der Mensch, dem die Vorsehung Einsicht in die Bedürfnisse Anderer gegeben hat und Mittel sie zu decken, einen Theil davon für Diejenigen zurücklegt, welche anders organisirt sind. Diejenigen, welche leicht vorwärts kommen, welchen der Ueberfluß noch nicht ein Ding der Nothwendigkeit geworden, mögen sich diesem und noch anderen Werken widmen, die jetzt unmöglich erscheinen; wie bald würde jeder dunkele Fleck von unserem Lande verschwinden.

III. Statistik der Eisenbahnen und Telegraphen. *)

a) Eisenbahnen.

Census-Bureau, Washington, den 1. März 1852.

Am 1. Januar 1852 waren annähernd 10,814½ M. Eisenbahn in den Vereinigten Staaten in Operation. Zu derselben Zeit war ein Eisenbahn-Netz, welches den glaubhaftesten Feststellungen zufolge 10,898½ M. umfassen wird, im Bau begriffen. Der größte Theil der aufgenommenen Bahnstrecken jetzt noch unvollendet, wird innerhalb der nächsten fünf Jahre fertig werden. Seit dem 1. Januar 1848 sind 5224 M. in Angriff genommen worden. Im vergangenen Jahre sind 2153 M. beendigt. Fast alle im Bau begriffene Bahnen sind seit 1848 angefangen worden. Man nimmt an, daß im Laufe des Jahres 1852 zu den 10898 M. noch 1000 bis 1500 M. hinzukommen werden.

Es herrschte in den Vereinigten Staaten nie eine größere Thätigkeit im Eisenbahn-Bau als jetzt. Viele der projek-

---

*) Es ist in diesem Abschnitte stets von englischen Meilen die Rede. 1 engl. Meile ist gleich ⅕ deutschen Meile.

tirten Bahnen sind an die Stelle vorgeschlagener Kanal- und Straßen-Bauten getreten und so werden diese Arbeiten der inneren Verbesserung des Landes nicht mit demselben Eifer betrieben, als früher; obgleich in dem Bau der Planken-Straßen (plank roads) viel Thätigkeit herrscht. Die Arbeit und das Kapital, welches sie verlangen, werden durch die vielen und ausgedehnten Eisenbahn-Bauten verschlungen. Seit 1848 hat sich die Meilenzahl der zum Reisen und zum Transport eröffneten Bahnen fast verdoppelt und es ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß innerhalb der nächsten vier Jahre dasselbe Verhältniß des Wachsthums herrschen wird.

Es ist schwierig einen durchschnittlichen Kostenanschlag von einer Eisenbahn-Meile in den Vereinigten Staaten zu geben. Es kann kein Durchschnittspreis, welcher auf das ganze Land anwendbar wäre, angenommen werden. Die Kosten der Bahnen in Neu-England stellen sich auf 45000 Doll. für die Meile; in Neuyork, Pensylvanien und Maryland auf etwa 40000 Doll. Aber im Innern dieser Staaten bietet die Oberfläche des Landes so viele Schwierigkeiten, daß die Arbeit kostspieliger wird, und nahe an den See'n unterbrechen breite und tiefe Ströme die Linien und die Ausgaben für den Brücken-Bau werden bedeutend.

In Neu-England und den dichter bevölkerten Theilen der alten Staaten, der atlantischen wie aller europäischen Länder macht die Löschung der Privat-Ansprüche auf das Eigenthum, welches für die Bahn erforderlich ist, einen bedeutenden Theil zum Bau nöthigen die Kosten aus. In den südlichen Staaten und dem Missisippi-Thale werden 20000 Dollar pr. Meile für die richtige Schätzung gehalten. In den meisten Fällen werden die für die Zwecke einer Eisenbahn-Gesellschaft nothwendigen Ländereien in Rücksicht auf die Vortheile hergegeben, welche die Besitzer von der Nähe der Bahn, in der Umgebung ihrer Landgüter, erwarten.

In einigen der westlichen Staaten übersteigen die Kosten

des Anlegens einer langen Bahnlinie nicht den Betrag von 1000 Doll. pr. M., und was das Bauholz betrifft, so ist nur das Fällen desselben zu bezahlen. Aus diesen Gründen betragen die Kosten einer Bahn in den westlichen Staaten jetzt weniger als zu einer Zeit, wo sie so dicht bevölkert sein werden, wie die alten Staaten der Union.

Die Central-Eisenbahn von Illinois ist ein Unternehmen, welches ein merkwürdiges Beispiel von der Thatkraft und dem Geist der raschen Entwickelung in den Staaten bietet. Illinois wurde als ein Staat von 30000 Einwohner im Jahre 1818 in die Conföderation aufgenommen. Das Gebiet umfaßt 55405 □ M. und nach dem Census von 1850 jetzt 851470 Einwohner. Die Central-Bahn soll sich von dem südwestlichen Ende am Zusammenfluß des Ohio bis zur Nordgrenze des Staates ausdehnen und zwei Nebenbahnen in ihrem Laufe aufnehmen. Die Total-Länge der Bahn, des Hauptstammes und der Zweige, stellt sich auf 680 Meilen fest. Die Kosten werden zu 20080 Doll. pr. M. geschätzt; 10,000000 Doll. würde im Ueberschlag der ganze Bau erfordern, ohne die nöthigen Arbeits-Geräthschaften. Es ist die längste ununterbrochene Bahnstrecke, welche in den Vereinigten Staaten projectirt worden und allem Anscheine nach geht sie einer raschen Vollendung entgegen. Sie ist mit so geringen Schwierigkeiten der Ausführung begonnen worden, daß kein gegründeter Zweifel an der Beendigung der Arbeit, innerhalb weniger Jahre, erhoben werden kann.

Mr. Asa Whitney macht den Vorschlag, eine Bahn von St. Louis oder einem andern Platze am Mississippi nach dem stillen Meere zu bauen, welche entweder in San Franzisko oder an der Mündung des Columbia in Oregon auslauft. Er fordert die Theilnahme der National-Regierung für dieses ungeheure Werk und petitionirt um die Bewilligung von Land für eine sechszig Meilen breite und zweitausend Meilen lange Strecke. Sein Project wurde dem

Congresse zuerst im Jahre 1842 vorgelegt und er hat seitdem nicht abgelassen, dasselbe der Gunst und Aufmerksamkeit der Regierung und des Volkes eifrigst zu empfehlen; ein Erfolg ist jedoch noch nicht sichtbar geworden. Ohne eine bestimmte Ansicht über diesen Gegenstand zu äußern, sei doch gesagt, daß man dem Entwurfe im Allgemeinen nicht beizustimmen vermag, weil derselbe unausführbar erscheint. Denn von den zweitausend Meilen des Gebietes, welches die Bahn durchschneiden muß, nehmen unfruchtbare Wüsten und sehr hohe Berge den größten Theil ein, so daß in manchen Gegenden kein Baumaterial gefunden werden, und es der Bahn, wenn die Schwierigkeiten des Baues wirklich überwindlich sind, doch an Frequenz fehlen würde, da die Beschaffenheit des Bodens der Entwickelung des Geschäftslebens nicht günstig ist.

Das Eisenbahn-System der Vereinigten Staaten ist im Jahre 1830 begonnen worden. Die erste Bahn, welche in Wirksamkeit trat, war eine sehr kurze, für den Transport des Eises von einem kleinen See zum Meere, gebaut und zwar im Staate Massachusetts. Die Länge der Bahn beschränkte sich auf vier Meilen. Sie wurde im Jahre 1830 vollendet. In demselben Jahre veranlaßte der Staat Süd-Carolina den Bau einer Bahn von Charlestown, der Hauptstadt desselben, nach Augusta in Georgien. Die Entfernung beträgt 135 Meilen. Der Bau wurde im Jahre 1833 vollendet und zwar mit dem geringen Kostenaufwande von 1,335,615 Doll., welche Summe auch die Ausgaben für die Ausstattung der Bahn mit Maschinen und Personen- und Frucht-Wagen und allen anderen Geräthen in sich schließt. Dies war in den Vereinigten Staaten die erste Bahn von erheblicher Länge nnd man hält sie für eine der billigsten und der einträglichsten.

Die längste ununterbrochene Bahnlinie in der Welt, bei deren Bau die größten natürlichen Hindernissen besiegt werden mußten, ist die vom Hudson zu den südlichen Bezirken

des Staates Neuyork bis an den Erie-See. Ihre Länge beträgt 469 Meilen und die Zweigbahnen fügen derselben noch 86 Meilen zu. Fast ihr ganzer Lauf geht durch eine Region von Bergen. Die Brücken über den Delaware und und den Susquehanna und andere Ströme, und die Viadukte der Thäler, welche ihren Lauf unterbrechen, gehören zu den schönsten Monumenten der Kraft und Geschicklichkeit, welche in unserm Lande gefunden werden. Die meisten dieser Bauten sind von schwerem Mauerwerk, nur eine Brücke ist von Holz, 180′ hoch, mit nur einem Bogen, dessen Spannung auf 275′ sich feststellt. Einer der Viadukte ist 1200′ lang und 110′ hoch. Die Summe der Kosten dieses bedeutenden Werkes war 23,580,000 Doll. und die Ausgaben für den Bau beliefen sich auf 43,393 Doll. pr. M. Das Projekt tauchte bereits im Jahre 1829 auf; doch bildete sich erst 1832 eine Gesellschaft zum Zwecke der Ausführung. Die Vermessungen geschahen in demselben Jahre und die Arbeiten wurden 1833 begonnen. Im Mai 1851 wurde die Bahn vollendet und mit großen Ceremonien für den Gebrauch der Reisenden und dem Transporte eröffnet. Der Staat hatte 6 Millionen Dollar vorgeschossen und erließ später der Gesellschaft die Verpflichtung, diese Anleihe zu bezahlen. So geschah die Ausführung dieses großen Baues innerhalb eines Zeitraumes von neunzehn Jahren und derselbe wurde nicht vollendet, ohne daß es nöthig gewesen, die Hülfsquellen des Staates und die Mittel der Bürger in Anspruch zu nehmen.

In der Kindheit des amerikanischen Eisenbahn-Systems, und noch zehn Jahre nachher, war es Gebrauch, jedem derartigen Unternehmen die Hülfe des Staates angedeihen zu lassen, in welchem dasselbe ausgeführt wurde.

Pensylvanien, Michigan, Illinois, Missisippi und andere Staaten genehmigten die Entwürfe ausgedehnter Systeme der inneren Verbesserung, (Kanal- und Eisenbahn-Bauten) und verfolgten die Ausführung derselben, bis der

Credit erschöpft war, ein Fall, welcher meist eintrat, ehe das Werk vollendet und einer einträglichen Benutzung eröffnet werden konnte. Es war allgemein zur Praxis geworden, Gesellschaften zu privilegiren, welchen die Ausführung eines bestimmten Bauwerkes in die Hände gelegt und ein Darlehn des Staates zur Verfügung gestellt wurde. Obschon dieser Gebrauch in einigen Staaten so sehr in Mißkredit kam, daß die Bürger in ihre Verfassung Bestimmungen aufnahmen, welche ein Darlehn des Staates zu solchem Zwecke nicht gestatteten, so haben doch andere Staaten die Praxis beibehalten und Virginien, Tennessee rc. bringen sehr kostspielige Projekte, welche für das allgemeine Gedeihen wesentlich nothwendig erscheinen, mittelst der Vorschüsse aus den betreffenden Staatskassen in Ausführung.

Im Jahre 1850 ging eine Akte im Congresse durch, und zwar nach einer sehr ausführlichen Diskussion, welche dem Staate Illinois 2,700,000 Acker der Unions-Ländereien zum Bau der Central-Eisenbahn verwilligte, auf welche oben schon hingewiesen wurde. Diese großartige Schenkung wird von der Compagnie, welcher Illinois den Bau der Bahn übertragen hat, auf 18,000000 Doll. Werth angeschlagen. Es war der erste Fall, wo die Unterstützung der National-Regierung einem Eisenbahn-Projekte zu Theil wurde.

Seitdem haben alle neuen Staaten um Schenkungen zu gleichem Zwecke unabläßig petitionirt. Ob unter diesen Umständen eine solche Unterstützung noch ferner gewährt werden kann und darf, das ist nun eine Frage, welche die amerikanischen Politiker sehr in Bewegung setzt. Es werden Gesetz-Entwürfe besprochen, welche für diesen Zweck überhaupt 20,000,000 Acker zur Disposition stellen.

Die folgende Aufstellung vom 1. Januar 1852 enthält die wichtigsten Angaben in Betreff der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten:

Staaten mit Eisenbahnen in Benutzung oder im Bau begriffene.	Bahn-Meilen, vollendet oder im Bau.	Bahn-Meilen noch im Bau begriffen.	Flächen-Inhalt der Staaten in Quad.-Meilen.	Bevölkerung im Jahre 1850.	Einwohner-Zahl auf eine Quad.-Meile.
Maine	315	127	30,000	583,188	19.44
Neu-Hampshire . . .	489	47	9,280	317,964	34.26
Vermont	380	59	10,312	314,120	30.76
Massachusetts . . .	1,089	62	7,800	994,499	127.49
Rhode Island . . .	50	32	1,306	147,544	112.97
Connecticut	547	261	4,674	370,791	79.33
Neu-York	1,826	745	46,000	3,097,294	67.33
Neu-Jersey	226	111	8,320	489,555	58.84
Pennsylvanien . . .	1,146	774	46,000	2,311,786	50.25
Delaware	16	11	2,120	91,535	43.17
Maryland	376	125	9,356	583,035	62.31
Virginien	428	818	61,352	1,421,661	23.17
Nord-Carolina . . .	249	385	45,000	868,903	19.30
Süd-Carolina . . .	340	298	24,500	668,507	27.28
Georgien.	754	129	58,000	905,999	15.62
Alabama	121	190	50,722	771,671	15.21
Missisippi	93	273	47,156	606,555	12.86
Louisiana	63	—	46,431	517,739	11.15
Texas.	—	32	237,321	212,592	0.89
Tenessee	112	748	45,600	1,002,625	21.98
Kentucky	93	414	37,680	982,405	26.07
Ohio	828	1,892	39,964	1,980,408	49.55
Michigan	427	—	56,243	397,654	7.07
Indiana	600	915	33,809	988,416	29.23
Illinois	176	1,409	55,405	851,470	15.36
Missouri	—	515	67,380	682,043	10.12
Wisconsin.	20	421	53,924	305,191	5.65
	10,814	10,898			

Fast parallel mit der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten von Maine nach Alabama läuft die Bergkette der Alleghanen oder Appalachen. Der östliche Fuß der Kette ist nur hundert Meilen von der Meeresküste entfernt, und bildet so für den Bau von Eisenbahnen zwischen den großen

östlichen Städten und dem Innern, ein fast unübersteigliches Hinderniß. In fast allen den großen Unternehmungen, welche in der Absicht eine solche Verbindung zu bewerkstelligen, begonnen wurden, waren bedeutende Zuschüsse zu den Kosten erforderlich, um über diese Barriere dem Dampfwagen den Weg zu bahnen. In dem Plane, welcher zuerst für das allgemeine System der Staats-Bauten in Pensylvanien angenommen wurde, war der Vorschlag enthalten, geneigte ebene Flächen als ein Mittel, die Alleghanen zu kreuzen, anzulegen und anzubauen, mit mächtigen stationairen Dampf-Maschinen auf den Gipfeln. Die Ebenen wurden gebaut und man hat sich auch mehrere Jahre lang damit beholfen, bis die Erfahrung mehr und mehr bewies, daß die Benutzung derselben im Verhältniß zu anderen Methoden des Bahn-Baues zu zeitraubend und zu kostspielig sei. Bei dem Bau der Bahn von Baltimore nach dem Ohio hatte man eine Höhe von 3000′ zu überwinden und dies geschah zum Theil mit Hülfe von Tunnels verschiedener Länge. ($^1/_{16}$ bis $^4/_5$ Meile.) Die Bahn von Newyork nach Albany, längs den Ufern des Hudson, hat drei Tunnels. Das größte projektirte Bauwerk dieser Arbeit in den Vereinigten Staaten ist der Tunnel durch den Hoosik-Berg, welcher, wenn er vollendet sein wird, vier Meilen in der Länge zählt, und 1500′ unter dem Gipfel-Punkte der Anhöhe liegt. Die Kosten sind auf 2,000,000 Doll. veranschlagt worden. Bei der Bahn von Newjork nach dem Erie-See hat man die Tunnels vermieden und dieselbe über Höhen von 1400 Fuß geführt.

Es ist noch keine authentische Feststellung des Kapitals vorhanden, welches in den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten angelegt worden ist, doch haben wir die Mittel, mit einiger Zuverlässigkeit einen Anschlag zu machen. Die zu Anfang des gegenwärtigen Jahres in Benutzung begriffenen Bahnen werden eine Summe von 348,000,000 Doll. erfordert haben. Das Kapital, welches die im Bau

begriffenen Strecken aufzehren werden, kann man nicht einmal annäherungsweise überschlagen. Doch wird sich bei der Vollendung herausstellen, daß die Kosten bedeutend geringer sind, als die einer gleichen Meilenzahl der jetzt befahrenen Bahnen, denn der größere Theil der neuen oder unvollendeten Strecken liegen im Westen oder im Süden, wo, wie schon erwähnt, die Baukosten bei weitem weniger betragen als in den Nord- und Ost-Staaten.

Die Verwaltung der amerikanischen Bahnen besteht selbstständig neben der Staats-Regierung. Ihre Angelegenheiten werden von Gesellschaften geregelt, welche aus einem Präsidenten, einem Sekretar und den Direktoren bestehen. Jeder der Direktoren muß eine gewisse Summe von Aktien besitzen. Sie werden durch die Körperschaften der Aktien-Inhaber gewählt, welche im Verhältniß zu der Anzahl ihrer Aktien stimmberechtigt sind. Die Direktoren wählen Einen unter sich zum Präsidenten und bestimmen den Sekretar. Präsident und Sekretar werden gut besoldet, die Direktoren erhalten für ihren Dienst nichts.

Die Maschinen laufen auf unsern Bahnen nicht so schnell als in England. Ein Personen-Zug legt gewöhnlich 20 Meilen in einer Stunde zurück, auf manchen Bahnen jedoch auch 28 bis 30 Meilen. Extra-Züge, bei Gelegenheiten, wie die einer Reise des Präsidenten, legen oft in einem Laufe durch weite Strecken 45 Meilen in einer Stunde zurück. Auf einer Bahn, der zwischen Newyork und Albany ist für Personen-Züge das gewöhnliche Maaß der Schnelligkeit 45 Meilen in einer Stunde. Die Fahrpreise für Personen sind nicht überall gleich. In Neu-England steigt der Durchschnittspreis für einen Reisenden nicht über 2 Cents pr. Meile; von Newyork nach Boston beträgt derselbe $2^2/_5$ Cents; von Newyork nach Philadelphia $3^2/_5$ Cts.; von Philadelphia nach Baltimore $3^1/_{10}$ Cts. Von Newyork nach Cincinnati legt man auf der nördlichen Bahn 857 Meilen zurück, davon kommen 143 Meilen auf

das Dampfboot. Der Fahrpreis für die ganze Reise beträgt 15 Doll. 50 Ct., also nicht 2 Ct. pr. Meile. Die Strecke zwischen Baltimore und Cincinnati, welche bald befahren werden wird, stellt sich auf 650 Meilen fest und der Preis wird 13 Doll. betragen, also 2 Cts. für die Meile.

b) Telegraphen.

Da die Telegraphie ein Gegenstand umfassender Forschung ist, so erscheint es geeignet, einige Bemerkungen über dieses neue aber weithin verbreitete und täglich an Verbreitung gewinnende Verkehrsmittel vorauszuschicken. Gegenwärtig nehmen die Telegraphen die Aufmerksamkeit unserer Bürger in einem hohen Grade in Anspruch und oft werden auch Anfragen von fremden Staaten an das Telegraphen-Bureau gerichtet, in Beziehung auf die Einzelheiten des in Amerika verfolgten Telegraphen-Systems.

Die Telegraphie wird in den Vereinigten Staaten in größerer Ausdehnung betrieben, als in irgend einem anderen Theile der Welt und zahllose Linien, welche jetzt in vollem Gebrauche sind, bilden ein Netz über die Länge und Breite des Landes. Sie sind nicht auf die volkreicheren Länder der atlantischen Küste allein beschränkt, sondern erstrecken sich weit ins Innere, steigen bis zu den Gipfeln der höchsten Berge, kreuzen die endlosen Steppen und werden in wenigen Jahren die Küsten des stillen Meeres erreichen und zwischen diesen und der Hauptstadt der Nation eine Verbindung herstellen, wie sie jetzt zwischen dem atlantischen Meere, den großen See'n und dem Busen von Mexiko besteht.

Die Telegraphie erfordert ein großes Kapital; berührt aber die Interessen Tausender und ist in socialer, politischer und commercieller Beziehung unentbehrlich geworden.

Dem amerikanischen Spekulationsgeiste verdanken wir die praktische Anwendung der magnetischen Telegraphen

zum Zweck des Verkehrs zwischen entfernten Punkten und durch die amerikanische Wissenschaftspflege und Geschicklichkeit sind dieselben wesentlich verbessert und vervollständigt worden.

Während dem Professor Morse die Ehre gebührt, in der praktischen Anwendung und der erfolgreichen Ausführung der Telegraphen das Meiste geleistet zu haben, so setzten ihn doch die Forschungen und Entdeckungen des Professors Henry und anderer Gelehrten Amerikas in den Stand, eine so schätzbare Erfindung zu vervollkommnen.

Der erste Versuch, welcher gemacht wurde, um die Electricität als Mittel des Signalisirens zu gebrauchen, ist, so viel wir wissen, von Lesage, einem Franzosen, im Jahre 1774 bewerkstelligt worden. Seit jener Zeit bis heute sind zahllose Erfindungen und Experimente zu Tage getreten, um diesen Gegenstand zur Reife zu bringen und seit 1820 bis 1850 sind nicht weniger als drei und sechszig Personen mit verschiedenen Abweichungen und Neuerungen aufgetreten. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nur auf die von Morse, Bain und House richten, da ihre Methoden allein in unserem Lande benutzt werden.

Im Sommer des Jahres 1832 entwarf Mr. Samuel F. B. Morse, ein Amerikaner, den Plan zu einem electrischen oder electro-chemischen Telegraphen und gab dem Publikum im Jahre 1837 von seiner Erfindung Kenntniß.

Am 10. März 1837 erließ Levi Woodbury, damals Finanzminister, ein Cirkular, worin er zur Aeußerung von Ansichten in Bezug auf die Begründung des passendsten Telegraphen-Systems in den Vereinigten Staaten aufforderte und Professor Morse beantwortete diesen Erlaß mit einer Darlegung seiner Erfindung, der damit verbundenen Vortheile und der wahrscheinlichen Kosten. Zu jener Zeit hegte er „die Vermuthung, daß fünf Worte in einer Minute an den Ort ihrer Bestimmung gesendet werden könnten.“

Professor Morse richtete die Bitte an den Kongreß, ihn zur Verfolgung seiner Experimente mit den nöthigen Mitteln zu versehen und die praktische Wirksamkeit seiner Erfindung zu prüfen. Zu diesem Zwecke wurden 30,000 Dollar verwilligt und er errichtete dann im Monat Juni 1844, zwischen Washington und Baltimore, über eine Strecke von 40 Meilen die erste Telegraphen-Linie in den Vereinigten Staaten, nachdem er zuvor im Kapitol-Gebäude eine Reihe von Experimenten gemacht hatte.

Diese Linie wurde bis nach Philadelphia und Newyork ausgedehnt, eine Entfernung von 250 M. Boston erreichte sie im Jahre 1845 und wurde zuletzt die große Linie des Norden, von welcher zwei andere ausgingen, — die eine, 1000 M. lang, von Philadelphia nach Lancester, Harrisburg, Pittsburg, Columbus, Cincinnati und St. Louis; die andere, 1300 M. lang, von Newyork nach Albany, Troy, Utika, Rochester, Buffalo, Erie, Cleveland, Chikago und Milwaukee.

Eine weitere Linie von 1395 M. Länge, geht von Buffalo nach Lockport, Queenstown, Niagara, Toronto, Kingston, Montreal, Quebec und Halifax.

Zwei Linien laufen zum Süden, eine von Cleveland, Ohio nach Neuorleans, über Cincinnati, ist 1200 M. lang, die andere von Washington über Friedrichsburg Charleston, Savannah und Mobile nach Neuorleans ist 1700 M. lang; die ganze Länge der letzteren, von Newyork bis Neuorleans, beträgt 1966 M.

Die einzige Telegraphen-Linie, welche mit der Hülfe der Regierung gebaut wurde, ist die, welche die Städte Washington und Baltimore verbindet. Die anderen sind das Resultat von Privat-Unternehmungen; als Antheil am Kapital wurde dem Inhaber des Patentes eine halbe Actie für den Gebrauch seines Patentes zugestanden.

Die folgende Tabelle gibt die Jahreseinnahme der „Magnetic Telegraph Company“ der Strecke von Washing-

ton nach Newyork, welche sich zuerst im Lande organisirte, von ihrem Beginne bis zum Monat Juli 1852, an:

Vom 27. Jan.	1846	bis 1. Juli	1846	Doll.	4,228	77
„ 1. Juli	1846	bis dahin	1847	„	32,810	28
„ „	1847	„ „	1848	„	52,252	81
„ „	1848	„ „	1849	„	63,367	62
„ „	1849	„ „	1850	„	61,383	98
„ „	1850	„ „	1851	„	67,737	12
„ „	1851	„ „	1852	„	102,860	84
Total-Einnahme		bis Juli	1852	Doll.	385,641	42

Das Kapital der Gesellschaft beträgt 370,000 Dollar. Sie besitzt zwischen Washington und Philadelphia sechs Drähte und sieben zwischen Philadelphia und Newyork. In den letzten sechs Monaten wurden 154,514 Nachrichten über diese Linie gesandt, welche Doll. 68,499 23, aufbrachten. Es ist vielleicht die einträglichste Linie in der Welt.

Der Ertrag des Geschäftes, welches ein wohl geleitetes Bureau versehen kann, ist unermeßlich. Nahe an siebenhundert Botschaften, jene für die Presse ausgenommen, wurden in einem Tage durch die Morse-Albany-Linie befördert und wenige Tage später sandte und empfing die Bain-Linie zu Boston fünf hundert Nachrichten. Ein anderes Bureau für zwei Drähte, der eine 500, der andere 200 M. lang, telegraphirte, nachdem drei Stunden mit der Besorgung der öffentlichen Neuigkeiten hingegangen waren, in einem einzigen Tage vierhundert und fünfzig Privat-Botschaften, durchschnittlich jede fünf und zwanzig Worte stark, außer der Adresse, von welcher sechszig in Umlauf gesetzt wurden, ohne ein Wort der Wiederholung. Ohne geschickte Techniker, gute Batterieen und Maschinen und eine völlige Isolirung der Konduktoren können die Instrumente nicht mit Erfolg gebraucht werden. Die Kosten des Kupferdrahtes, welcher zuerst benutzt wurde, gab Veran-

lassung, den Eisendraht an dessen Stelle zu setzen, welcher dem Zwecke eben so entsprechend gefunden wurde, obgleich der Draht in diesem Falle stärker sein muß. Eine Meile erfordert etwa 300 Pfund Eisendraht und dieser liegt auf 20 bis 30′ hohen Stangen, welche 5′ tief in der Erde stecken; der Durchmesser derselben an der Basis ist 9″ und an der Spitze $4^1/_2$″. Die Entfernung zwischen zwei Stangen beträgt etwa 15 Ruthen. Der Draht wird isolirt, indem man denselben um Knöpfe von Glas oder glasirtem Steingut windet, durch Kappen von demselben Material zieht oder ganz in Gutta Percha einkleidet. Die Baukosten betragen einschließlich des Drahtes, der Stangen, der Arbeit ꝛc. 150 Doll. p. Meile. Das Morsesche Instrument ist im Stande, 8000 bis 9000 Lettern in der Stunde zu befördern.

Bei der Mehrzahl der jetzt arbeitenden elektrischen Telegraphen werden Batterieen aus heterogenen Metallen bestehend, hauptsächlich aus Zink und Platina, durch eine Flüssigkeit oder mehrere getränkt, zur Erzeugung des Funkens verwendet. Die Erde selbst ist zu einem Erreger der elektrischen Kraft gemacht worden, mit anderen Worten: ein einzelnes Paar Zink- und Kupferplatten sind hinlänglich tief in die Erde gesenkt, daß sie in den nassen Untergrund zu liegen kommen, wo die Erde mit Wasser gesättigt, den mit sauerm Wasser gesättigten Sand in der gewöhnlichen Batterie-Zelle ersetzt. Durch dieses Mittel kann ein Strom von geringer Intensität erzeugt werden, selbst, wenn die Platten meilenweit von einander entfernt sind. Die Erde vertritt den zurückführenden Draht einer gewissen Anzahl von verschiedenen Drähten, ohne daß die Ordnung in deren Thätigkeit im Geringsten gestört würde.

Die einzige beständige und sparsame Batterie, welche in den Vereinigten Staaten gebraucht wird, ist die von Grove: Becher von Zink mit Platina-Streifen stehen in einem mit Salpetersäure gefüllten Steingut- oder Por-

zellan=Gefäß, welches sich in einem mit verdünnter Schwefelsäure gefüllten Becher befindet.

Der gewöhnliche Preis für das Befördern von zehn Worten oder weniger beträgt auf hundert Meilen 25 Cents. Die folgende Tabelle enthält die Preise der telegraphischen Mittheilungen zwischen Washington und einigen Hauptstädten der Union. Die darin angegebenen Entfernungen sind den Feststellungen der Post=Amts=Verwaltung entnommen.

Preise für telegraphische Depeschen von 10 Worten oder weniger von Washington nach folgenden Orten.

Albany, N. Y.,	376	Meilen	Doll.	0	80	Cts.
Augusta, M.,	619	"	"	1	15	"
Baltimore, Md.,	40	"	"	0	20	"
Baton R'ge, La,	1539	"	"	2	25	"
Boston, Mass.,	448	"	"	0	75	"
Buffalo, N. Y.,	703	"	"	0	90	"
Chicago, Ill.,	1238	"	"	1	25	"
Cincinnati, O.,	578	"	"	0	70	"
Cleveland, O.,	439	"	"	0	80	"
Detroit, Mich.,	970	"	"	1	00	"
Dubuque, Jow.,	1449	"	"	1	70	"
Erie, Pa.,	439	"	"	1	00	"
Frankfort, Ky.;	669	"	"	2	00	"
Harrisburg, Pa.,	124	"	"	0	45	"
Hartford, Ct.,	345	"	"	0	75	"
Indianapolis, Ja.,	639	"	"	1	00	"
Jackson, Miss.,	1325	"	"	2	00	"
Louisville, Ky.,	720	"	"	0	95	"
Madison, Ark.,	1413	"	"	1	55	"
Memphis, Ten.,	1305	"	"	1	70	"
Milwaukee, W.,	1332	"	"	1	35	"
Nashville, Ten.,	1142	"	"	1	35	"

Natchez, Miss.,	1694	Meilen	Doll. 2	05	Cts.
N. Albany, Ia.,	723	„	„ 1	10	„
Newport, R. J.,	414	„	„ 0	75	„
N. Orleans, La.,	1403	„	„ 2	20	„
N. York, N. Y.,	232	„	„ 0	50	„
Philadelphia, Pa.,	142	„	„ 0	30	„
Pittsburg, Pa.,	307	„	„ 0	45	„
Portland, Me., . .	555	„	„ 0	95	„
Ports'th, N. H., .	503	„	„ 1	00	„
Prov., R. J., . .	404	„	„ 0	75	„
St. Louis, Mo., .	989	„	„ 1	20	„
Springfield, Il., .	851	„	„ 1	45	„
Syrakus, N. J., .	524	„	„ 0	90	„
Vicksburg, Mis., .	1371	„	„ 2	30	„
Wheeling, Va., . .	331	„	„ 0	50	„
Wilmington, D., .	112	„	„ 0	26	„

Depeschen auf weite Entfernungen müssen auf den Zwischenstationen wieder geschrieben werden; obgleich vermittelst einer verbesserten Methode die Seeküsten-Linie zwischen Newyork und Mobile auf eine Entfernung von etwa 1800 Meilen ohne ein nochmaliges Niederschreiben die Depeschen befördert. Durch die Cincinnati-Linie nach Neu-Orleans wurden bei einer Entfernung von beinahe 2000 Meilen die durch einen atlantischen Dampfer um 8 Uhr Vormittags nach Newyork gebrachten Nachrichten, von da nach jenem entfernten Orte befördert und die Wirkungen, welche sie auf dem Markte hervorgebracht, waren um 11 Uhr Vormittags in Newyork schon bekannt. Die Congreßberichte von Washington werden gewöhnlich in Baltimore, Philadelphia und Washington gleichzeitig empfangen und auf den Zwischenstationen ist nur die Gegenwart einer Person nöthig, welcher die Nachricht empfängt, so wie sie durch das Instrument auf das Papier gebracht worden.

Der electrische Telegraph ist in diesem Lande einem neuen und wichtigen Zwecke dienstbar gemacht worden, dem

der Aufzeichnung astronomischer Beobachtungen; das bestmöglichste Mittel für die Bestimmung der Verschiedenheit der Längengrade. Die Sternwarten in verschiedenen Theilen des Landes sind durch electrische Drähte vereinigt, und die genauesten Versuche, welche von der Schätzung des kleinsten Zeitraumes abhängen, sind mit Erfolg ausgeführt worden. Diese Methode ist neuerdings auch für die Feststellung der electrischen Strömungen angewendet worden.

Um zu zeigen, welche große Verbreitung die Telegraphie jetzt gewonnen hat, und wie wichtig sie für die Gesellschaft ist, mögen die Anordnungen der Zeitungspresse von Newyork und ihre Ausgaben für telegraphische Depeschen hier Erwähnung finden. Die Vereinigte Presse von Newyork, aus den sieben Haupt=Morgenblättern der Stadt bestehend, bezahlte in dem Jahre bis November 1852 nahe an 50,000 Dollar für Depeschen, von denen einunddreißig Nachrichten aus andern Ländern waren. Diese verschiedenen vereinigten Blätter zahlten während derselben Zeit 14,000 Dollar für besondere und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Depeschen.

Alexander Bain, ein geborner Schotte, erhielt einen electro=chemischen Telegraphen am 12. December 1846 patentirt und ein anderes Patent wurde ihm in Gemeinschaft mit Robert Smith im October 1849 verliehen. Die Vorzüge, welche der Erfinder dem electro=chemischen Telegraphen zuschreibt, sind: 1) eine größere Sparsamkeit und Einfachheit in der ursprünglichen Construction, 2) eine größere Schnelligkeit in der Beförderung der Depeschen — ein einziger Draht mit einem guten Isolator befördert 1200 Nachrichten in einer Minute; 3) eine außergewöhnlich schwache Strömung setzt den Apparat in Thätigkeit; 4) Ersparnisse und Vereinfachungen in der Correspondenz und der Beaufsichtigung; 5) eine geringere Möglichkeit des Einschleichens von Irthümern in die Depeschen. Der Bain=Telegraph, welcher in diesem Lande in Gebrauch ist, wurde durch Henry

J. Rogers wesentlich verbessert. In den Vereinigten Staaten bestehen nach dieser Methode folgende Linien:

Von Newyork nach Boston über Providenz (250 M. jeder)	2	Drähte	500 M.
„ Boston nach Portland	1	„	100 „
„ Boston durch Neu-Hampshire nach Burlington, Vt., und von da nach Ogdensburg, N. Y.	1	„	350 „
„ Troy nach Saratoga	1	„	26 „
„ Newyork nach Buffalo (jed. 513 M.)	2	„	1026 „
Ueberhaupt	7	„	2012 „

Der „House Printing Telegraph" wurde durch Royal E. House erfunden, einem Pensylvanier, und am 18. April 1846 patentirt. Die erste Linie, welche mit diesem Instrumente operirte, wurde im August 1850 durch die „Boston and New-York Telegraph Company", — zwischen diesen beiden Städten zur Vollendung gebracht. In England wurde diese Erfindung dem Jacob Brett patentirt.

Der Unterschied zwischen Morse's und House's Telegraphen besteht vornehmlich darin, daß der erstere an dem entfernten Ende schreibt, was an dem andern geschrieben wird, während der von House nicht an beiden Enden schreibt, sondern an dem entfernten Ende nur ein Zeichen von einem Buchstaben schreibt, welches an dem andern Ende gemacht worden ist. Auf diese Weise ist er durch eine neue Maschinerie und eine neue Kraft der Luft und des Axial-Magnetismus in den Stand gesetzt, den signalisirten Buchstaben an dem letzten Ende zu drucken und zwar erstaunlich schnell; zugleich aber berichtet er die Nachricht in römischen Lettern durch seine eigne Maschinerie. Morses Telegraph ist nicht so complicirt und leichter zu verstehen, als der von House, welcher mit zwei Kräften mehr arbeitet, nämlich der Luft und dem s. g. „Axial-Magnetismus." Der eine ist ein Schreibtelegraph, der andere ein Zeichen- und Drucktelegraph.

Es sind folgende Telegraphenlinien nach House in Benutzung:

Die „Boston- und Newyork-Telegraphen-Gesellschaft" mit 2 Drahten, 600 Meilen lang. Eine Linie, welche gebaut wird, um eine Verbindung mit der Bostonlinie herzustellen, läuft von Springfield und Massachusets nach Albany, Newyork, um dort die Newyork- und Buffalolinie zu durchschneiden, welche dieselben Instrumente gebraucht; Entfernung: 570 Meilen.

Ein Draht, welcher jetzt im Gebrauch ist, verbindet Pougkeepsie, Troy; Albany, Utika, Syrakus, Lyon, Rochester, Albion, Lockport und Buffalo und ein anderer von gleicher Länge ist der Vollendung nahe. Dieselbe Linie nach St. Louis fortgesetzt und mit Cleveland, Cincinnati und Louisville sich vereinigend, wird bald vollendet sein und die längste unter der Leitung einer Gesellschaft stehende Linie in der Welt sein; die ganze Länge beträgt 1500 Meilen.

Die „New-Jersey Magnetic Telegraph-Company", House's Instrument gebrauchend, besitzt zwei Drähte, jeder zu 132 Meilen, von Philadelphia nach Newyork. Eine andere endlich läuft südlich nach Baltimore und Washington. Die ganze Länge der „House-Linien" in den Vereinigten Staaten beläuft sich auf 2400 Meilen.

Liste der Telegraphen in den Vereinigten Staaten.

Linien.	Drähte.	Meilen	Summa der Draht-Meilen.
Telegraphen-Gesellschaft von New-York und Boston	3	250	750
Kaufmännische Telegraphen-Gesellschaft, New-York und Boston .	2	250	500
Houses Druck-Telegraph, New-York und Bosten	1	250	250
Boston und Portland	1	100	100
Kaufmännische Telegraphen-Gesellschaft, New-York und Bosten .	1	100	100
Portland und Calais	1	350	350
Boston nach Burlington, Vermont, und von nach Ogdensburgh, New-York	1	350	350
Boston nach Newburyport	1	34	34
Worcester nach New-Bedford . .	1	97	97
Worcester nach New-London . .	1	74	74
New-York, Albany und Buffalo .	3	513	1,539
New-Yorker Staats-Telegraphen-Compagnie, New-York nach Buffalo	2	550	1,100
Syracuse nach Ogdensburg . . .	1	150	150
Troy nach Saratoga	1	36	36
Syracuse nach Oswego	1	40	40
House-Telegraphen-Compagnie, New-York nach Buffalo	2	550	1,100
New-York und Erie-Telegraph, New-York bis Dunkirk	1	440	440
New-York und Erie Eisenbahn-Telegraph, New-York bis Dunkirk	1	460	460
Compagnie für magnetische Telegraphen, New-York n. Washington	7	260	1,820

Linien.	Drähte.	Meilen.	Summa der Draht-Meilen.
House's Linien, New-York bis Philadelphia	1	100	100
Troy und Canada, Vereinigte Telegraphen-Compagnie, Troy und Montreal	1	260	260
Erie- und Michigan-Telegraphen-Compagnie, Buffalo nach Milwaukee	2	800	1,600
Cleveland und Cincinnati . . .	2	250	500
Cincinnati nach St. Louis über Indianapolis	1	400	400
Cincinnati nach St. Louis, über Vincennes	1	410	410
Cleveland nach Pittsburgh . . .	2	150	300
Cleveland und Janesville . . .	1	150	150
Lake Erie Telegraphen-Compagnie, Buffalo bis Detroit	1	400	400
Cincinnati und Sandusky . . .	1	218	218
Toledo und Terre-Haute . . .	1	300	300
Chicago und St. Louis. . . .	1	400	400
Milwaukee und Gree-Bay . . .	1	200	200
Milwaukee und Galena. . . .	1	250	250
Chicago bis Galena, Whitewater und Dixon	1	310	310
Chicago und Jamesville . . .	1	100	100
Buffalo und Canada Vereinigte Telegraphen-Compagnie. . . .	1	200	200
New-York und New-Orleans, über Charleston	1	19,66	1,966
Harper's Ferry nach Winchester, Va.	1	32	32
Baltimore nach Cumberland . .	1	324	324
Baltimore und Harrisburg . . .	1	72	72
York und Lancaster	1	22	22

Linien.	Drähte	Meilen.	Summa der Draht-Meilen.
Philadelphia und Lewistown, Delaware	1	12	12
Philadelphia und New=York . .	6	120	720
Philadelphia und Pittsburgh . .	1	309	309
Philadelphia und Pottsville . .	1	98	98
Reading und Harrisburg	1	51	51
Troy und Whitehall.	1	72	72
Auburn und Elmira	1	75	75
Pittsburgh und Cincinnati . .	2	310	620
Columbia und Portsmouth, Ohio.	1	100	100
Columbia und New=Orleans . .	1	638	638
New=Orleans nach Balize	1	90	90
Cincinnati und Maysville, Kentucky	1	60	60
Alton und Galena	1	380	380
St. Louis und Independence . .	1	25	25
St. Louis und Chicago	1	330	330
Newark und Zanesville	1	40	40
Mansfield und Sandusky	1	40	40
Columbus und Lancaster, Ohio .	1	25	25
Lancaster und Logansport	1	15	15
Cincinnati nach Chicago (Draht in Ohio)	1	100	100
Zanesville und Marietta	1	66	66
Dunkirk, New=York, und Pittsburgh	1	200	200
Camden und Cape May, New=Jersey	1	100	100
Camden und Mount Holly New=Jersey	1	25	25
New=York und Sandy Hook . .	1	80	80
Cleveland und New=Orleans über Cincinnati	1	1,200	1,200
Ueberhaupt .	89	16,729	23,275

Die Telegraphen Englands kommen in Beziehung auf ihre Bedeutung und Ausdehnung denen Amerika's allein nahe. Sie wurden im Jahre 1845 begonnen und jetzt sind etwa 4000 Meilen Draht in Operation. Der Beförderungspreis der Depeschen ist bei weitem höher, als in Amerika; einen „penny" *) kostet das Wort für die ersten 50 Meilen und einen Pfennig p. Meile bei einer Entfernung über 100 Meilen. Die Beförderung einer Botschaft von 20 Worten kostet auf eine Entfernung von 500 Meilen in den Vereinigten Staaten einen Dollar; in England würde dieselbe sieben Dollar kosten.

Es ist das Projekt aufgetaucht, einen unterseeischen Telegraphen zwischen Großbrittanien und den Vereinigten Staaten herzustellen. Man hat zu dem Zwecke den Vorschlag gemacht, an dem nordwestlichsten Puncte Schottlands zu beginnen und von den Orkney-Inseln nach Shetland und Farör in kurzen Linien den Draht zu legen. Von da führt dem Plane nach eine Linie von 2—300 Meilen den Funken nach Island, dessen Westküste eine weitere Linie nach der Ostküste von Grönland, nach Kioge-Bay sendet. Dann geht der Draht durch Grönland nach Julianas-Hope, auf der Ostküste dieses Continents, unter 60°42° und wird durch eine fernere Wasserlinie von etwa 50 Meilen durch die Davidsstraße nach der Byronsbay, an der Küste von Labrador, geführt. Von diesem Puncte aus geht die Linie nach Quebeck. Die ganze Länge derselben ist annäherungsweise auf 2500 Meilen geschätzt; der unterseeische Theil auf 1400 bis 1600 Meilen. Die Theilung des unterseeischen Drahtes in mehrere Linien bietet den Vortheil, daß bei einem etwaigen Bruche leicht und ohne große Kosten die Herstellung bewirkt werden kann. Von den Shetland-Inseln sollte eine Zweiglinie nach Bergen in Norwegen geführt werden, welche in Verbindung mit Christiania, Stock-

---

*) 1 Penny = 2½ Kr. C.-M.

holm, Gothenburg und Kopenhagen zu bringen wäre; von Stockholm aber würde leicht eine Linie über den Busen von Bothnien nach St. Petersburg zu ziehen sein. Die ganze Kostensumme, welche dieses große internationale Werk erfordert, wird zu weniger als 500,000 Pfund Sterling veranschlagt.

Ein anderes Unternehmen ist mit aller Aussicht auf Vollendung im Werke. Ein Theil der Linie ist mit Eifer in Angriff genommen und die Gesellschaft gedenkt Depeschen zwischen der alten und neuen Welt in vier oder fünf Tagen zu befördern. Die britische Colonial-Regierung hat der „Newfoundland Electric Company" ein Privilegium mit einem Kapital von 100,000 Pfd. Sterling gewährt, um eine Telegraphenlinie von Halifax, N.S., nach Cap Race, St. John berührend und über die Insel Neufoundland nach Cap Bay gehend, herzustellen; von da soll dieselbe 145 Meilen unterseeisch, durch den Busen von St. Lorenz nach Cap Earl und über Prinz Eduards-Insel durch die Northumberlands-Straße, wieder 10 Meilen unterseeisch an das Cap Torment in Neu-Braunschweig geführt werden und so weiter zur Grenze der Vereinigten Staaten, wo durch eine selbstständige Linie nach Newyork die Verbindung zu vollenden wäre. Der Weg, den dieser Draht beschreibt, wird auf 14—1500 Meilen geschätzt, von denen 150 unterseeisch sein würden. Es steht fest, daß Dampfer gewöhnlich fünf Tage zu den Fahrten zwischen Cap Race, Neufoundland und Galway, Irland, brauchen.

Folgendes ist eine Tabelle der Linien, welche in Canada in Wirksamkeit oder noch im Bau begriffen sind:

Die Linie der Montreal-Telegraphen-Gesellschaft geht von Quebeck nach der Suspensionsbrücke bei der Niagarafällen	155 M.
Die der Britisch-Nordamerikanischen Gesellschaft von Quebeck nach der Neu-Braunschweigischen Grenze	220 „

Der Montreal- und Troy-Gesellschaft, von Montreal nach der Newyorker Linie	47	„
Der Bytown- und Montreal-Compagnie	115	„
Der West-Telegraphen-Gesellschaft, von Hamilton nach Port Sarnie am Huron	143	„
Niagara- und Chippewa-Linie	14	„
Brantford nach Simkoe und Dover	33	„
Kingston nach Hamilton	256	„
Totallänge der Linien in Canada	983	M.

Inhalt des fünften Bandes.

Sechszehntes Kapitel.